



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

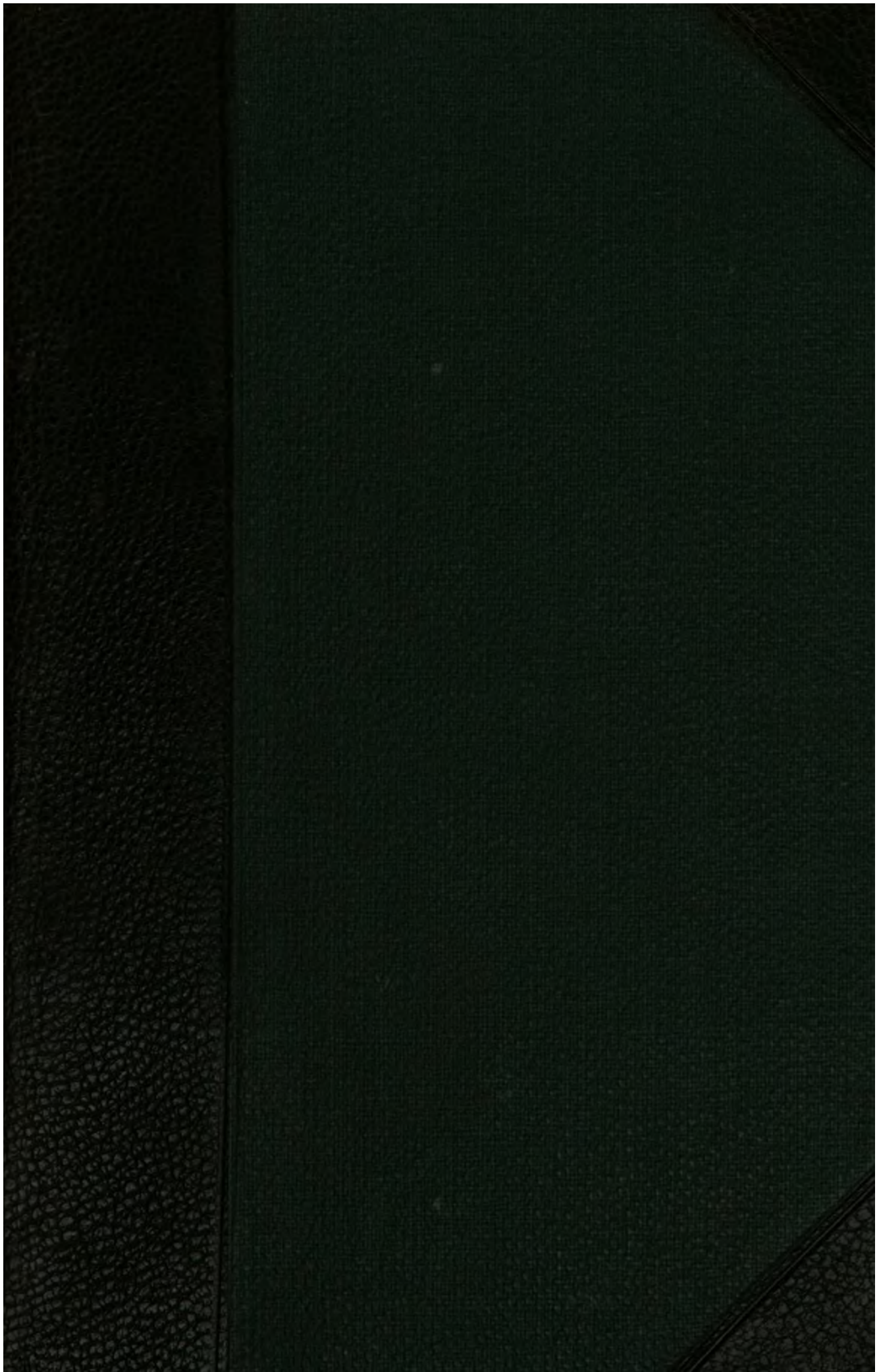
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

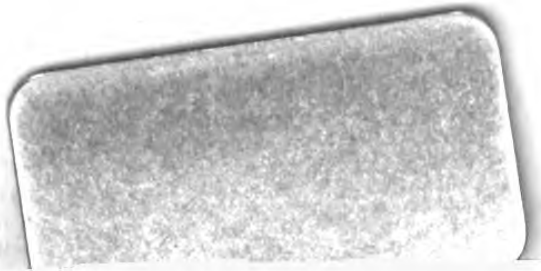
<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



163 a 27





1

2

3

4

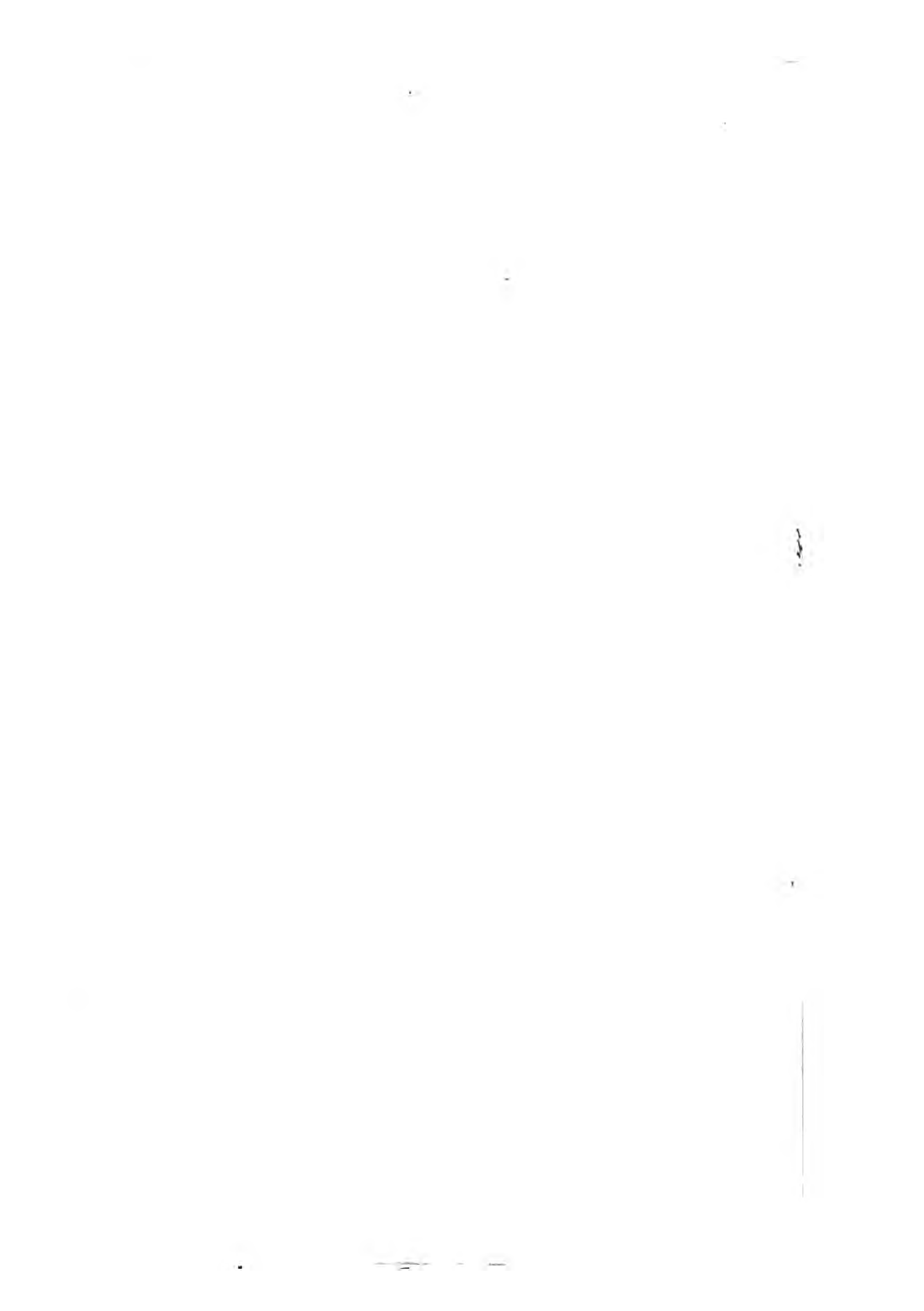
5

6

7

8





Gedichte

von

Friedrich Hölderlin.

Vierte Auflage.

— x —

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1878.

12

Und wie du das Herz
Der Pflanzen erfreuest,
Wenn sie entgegen dir
Die zarten Arme strecken,
So hast du mein Herz erfreut,
Vater Helios! und wie Endymion
Wäre ich dein Liebling,
Süßliche Luna!

Fragment.



Inhalt.

	Seite
Lebensumstände des Dichters	VII
Das Schicksal	1
Griechenland. An St.	5
Dem Genius der Kühnheit. Eine Hymne	8
Lebensgenuß. An Neuffer	11
Der Gott der Jugend	12
An eine Rose	14
Freundeswunsch. An Rosine St. 1794	15
An die Natur	17
Diotima	20
An Landauer	23
Das Ahnenbild	24
Der blinde Sänger	26
Dichtermuth	29
Natur und Kunst, oder Saturn und Jupiter	31
An unsere Dichter	32
An Eduard	33
Der gefesselte Strom	35
Sonnenuntergang	36
Menschenbeifall	36

	Seite
Stimme des Volks	37
Die Scheinheiligen Dichter	37
Die Launischen	38
Der Zeitgeist	39
Der Tod für's Vaterland	40
Gesang des Deutschen	41
Des Morgens	44
Abendphantasie	45
An die Hoffnung	46
Der Winter	47
Der gute Glaube	48
Ihre Genesung	49
Abbitte	49
Schmals und jetzt	50
Am Abend	50
An die Deutschen	51
An die jungen Dichter	51
Die Kürze	52
Sokrates und Alcibiades	52
Die Götter	53
Empedokles	54
Der Neckar	55
Heidelberg	57
Der Main	59
Ermunterung	61
Die Heimath	63
Die Liebe	64
Lebenslauf	65
Der Abschied	66
Diotima	68
Rückkehr in die Heimath. 1801	69
An die Parzen	70
Unter den Alpen gesungen	71
Der Mensch. Fragment	73

	Seite
Abschiedsworte. An Diotima	75
Nachruf	76
Emilie vor ihrem Brauttag. 1799	77
An Hiller. 1793	100
Seiner Großmutter zum zweiundsiebzigsten Geburtstag. 1799 .	103
An L. Fragment	105
Sophokles	106
Der zürnende Dichter	106
Die Scherzhaften	106
— An Diotima	107
• An ihren Genius	107
• Achill	108
Menons Klage um Diotima	110
Die Nacht. Fragment	115
Die Herbstfeier. An Siegfried Schmidt	116
Der Wanderer. 1797	121
Die Eichbäume	124
• An den Aether. 1797	125
• Der Archipelagus	127
Andenken	138
Die Wanderung	140
○ Der Rhein. Fragment	144
Hyperions Schicksalslied	151
Jugendgedichte:	
Das menschliche Leben. Im December 1785	152
An die Nachtigall. 1786	155
An meinen V. 1786	156
Die Stille. 1788	157
Die Unsterblichkeit der Seele. 1788	161
Männerjubil. 1788	166
Gustav Adolph. Um 1788	169
Kepler. 1789	170
An Thills Grab. 1789	172

— VI —

	Seite
Hymne an die Liebe. 1792	174
Hymne an die Muse. 1790	176
Hymne an die Freundschaft. An Neuffer und Magenau. 1791	181
Burg Lübingen	185
Canton Schwyz. An meinen lieben Hülfer. 1792	188
Einladung. Seinem Freunde Neuffer	192
Diotima. 1797	194

Lebensumstände des Dichters.

Aus den Mittheilungen seines Bruders und seiner Freunde.

Friedrich Hölderlin ward unweit von Heilbronn, zu Lauffen am Neckar, einem Landstädtchen Württembergs, wo sein Großvater und Vater als Beamte das ehemalige Kloster desselben Namens bewohnten, am 20. März 1770 geboren. Den Vater verlor er als zweijähriges Kind, und die Mutter, Christiane geb. Heyn, Tochter eines aus Altenburg in Sachsen gebürtigen württembergischen Pfarrers, Johann Andreas Heyn, folgte ihrem zweiten Gatten, dem württembergischen Kammerathe Gock, nach dem württembergischen Städtchen Nürtingen, am Neckar und am Fuße der schwäbischen Alb gelegen. Auch sein Stiefvater starb schon im Jahr 1779, und Hölderlin wurde mit einer Schwester und einem Halbgeschwisterpaar, wovon das Mädchen frühe starb, von der Gott vertrauenden, frommen und häuslichen Mutter¹ allein erzogen, und es wurde von ihr der Grund des sittlichen Adels in seiner Seele gelegt, auf den seine Poesie

¹ Sie entschlief zu Nürtingen an den Folgen eines Schlagflusses, im 81sten Jahre ihres Lebens, im Jahr 1828.

gebaut ist. Ihrem Wunsche folgsam entschied sich der Sohn nach seinem Austritt aus der Schule, wo der fünf Jahre jüngere Schelling sein Mitschüler war, für das Studium der Theologie, durchlief die Seminarien Denkendorf und Maulbronn, und wurde mit seiner Promotion, in welche von Stuttgart aus auch Hegel, später sein vertrauter Freund, eintrat, im Herbst 1788 nach Tübingen ins theologische Seminar befördert, wo er, nach eifrigem Studium der Schriften Kants im Jahr 1790 das Magisterdiplom erhielt. Der Hang zur Dichtkunst war bereits in ihm erwacht und damals durch Schillers und Matthissons Gedichte genährt worden. Schon seine frühesten Gedichte, obwohl noch ohne die rechte künstlerische Persönlichkeit, trugen doch schon das zwiefache Grundgepräge seiner Poesie, die als „incarnirtes Hellenenthum“ und „leidenschaftliche Sehnsucht nach reiner Menschheit,“ durch diese mit dem Wesen des schwäbischen Volksstamms zusammenhängend, sehr treffend bezeichnet worden ist.¹ Dieser Periode gehören von seinen eigenen Liedern die noch unselbständigen in der Thalia und in Stäudlins Musenalmanach mitgetheilten, so wie das Abschiedsgedicht an seinen Freund Hiller (S. 100 dieser Ausgabe) an. Er lebte auf der Universität in einem kleinen Kreise Gleichgestimmter, worunter die nachmals bekannt gewordenen Landsleute Conz, Neuffer, Bahnmaier, Magenau und die Ausländer v. Seckendorff und Sinclair. Am liebsten verweilte er in der Natur, und träumte sich dort in Griechenlands herrlichere Zeit- und Raumumgebung, wie denn auch schon in Tübingen die ersten Bruchstücke seines Hyperion entstanden, deren ältestes der Thalia von 1793

¹ Von Rosenkranz in dem geistvollen Aufsatz „Aus Hegels Leben“ in dem 1sten Jahrgang des Literaturhistor. Taschenbuchs von Prutz, S. 89 ff.

(und aus ihr den sämtlichen Werken) einverleibt ist. Zu Hause waren Musik und der Briefwechsel mit seinem theuren Halbbruder ¹ ihm die liebste Erholung.

Nach dem Abgang von der Hochschule im Herbst 1793 erhielt er eine Erzieherstelle bei dem Freiherrn von Kalb zu Waltershausen bei Meiningen, wo er vortreffliche Behandlung erfuhr, und Schillers geistreiche Freundin, die Mutter seines Zöglings, ihm nicht nur seinen Beruf erleichterte, sondern auch seine Verbindung mit mehreren berühmten Männern zu Weimar und Jena einleitete. Mit feierlichem Ernst wandte sich der Dichter von diesem Aufenthalt aus brieflich an Schiller in Jena, und fand bei ihm den lieblichsten Empfang. Dabei war Kant beinahe seine einzige Lektüre und „er sah sich diesen herrlichen Geist immer mehr enthüllen.“

Im Laufe des Jahres 1794 ging Hölderlin mit seinem Zöglinge nach Jena, verließ aber endlich, in diesem getäuscht, unter Billigung der Frau von Kalb, seine Hofmeisterstelle, und zog, von der guten Mutter nach Kräften unterstützt, im Januar 1795 ganz nach Jena, wo er bei Schiller, Fichte und Niethammer die freundlichste Aufnahme fand. In Weimar sah er (1794) auch Goethe und Herder, in Jena Woltmann, Sophie Mereau und Wilhelm von Humboldt. Sein berühmter Landsmann Schiller, der ihn „seinen liebsten Schwaben“ nannte, war ängstlich besorgt für ihn und gab ihm allerlei weise Regeln, ohne zu ahnen, daß der Durchbruch zur lauteren Kunst bei Hölderlin noch schneller und reiner erfolgen sollte, als bei ihm selbst. Fehlgeschlagene Verlagsversuche und die getäuschte Hoffnung, sich durch Privatvorlesungen einiges

¹ Dem k. württemb. Hofbomänenrath von Goß, dem sowohl diese Gedichtsammlung als Hölderlin's gesammelte Werke ihre Grundlage verdanken.

Einkommen sichern zu können, bewogen den jungen Dichter, Jena nach einigen Monaten wieder zu verlassen und, nach einem Verwandtenbesuche in Altenburg, zu den Seinigen nach Mürtzingen zurückzukehren.

Hier arbeitete er den ersten Theil des Hyperion aus und theilweise um, und war so glücklich, ihn später nach abermaliger Ueberarbeitung (1797) im J. G. Cotta'schen Verlag erscheinen lassen zu können. Durch Schellings Ansichten hervorgerufen hatte eine neue Weltanschauung den Dichter mit gewaltiger Kraft ergriffen und er war in dem neuen Buche der feurigste Apostel des *ἐν διαπέρον εἰπεῖν* geworden. Von einer drückenden Schwermuth, veranlaßt durch die Ungunst seiner äußern Lage, befreite ihn die Vorsorge seines Freundes v. Sinclair, Regierungsraths zu Homburg, der ihm eine Hofmeisterstelle in einer angesehenen Banquiersfamilie zu Frankfurt am Main verschaffte, die er im Anfange des Jahres 1796 antrat und wo er bald versicherte, „die besten Menschen zu Freunden und an den Kindern dieser Menschen Zöglinge zu haben, wie man sie nicht wohl wieder finden dürfte, wenn man Unbefangenheit, reine Natur ohne Noheit suche.“ Die Frau des Hauses, „mit einem vortrefflichen Charakter edles Zartgefühl und eine hohe Bildung vereinigend,“ machte den tiefsten Eindruck auf seine Phantasie und sein Herz, und wurde später die Seele seines umgeschaffenen Hyperion, seiner Lieder und Elegien an „Diotima,“ wie das Fatum seines irdischen Lebens. Vor einem schwäbischen Landsmanne, der ihn besuchte und als Gast des Hauses den freundlichsten Empfang fand, sandte er der sorglich hin und her wandelnden das höchste Lob nach, das sein Mund ertheilen konnte, indem er jenem zuflüsterte: „nicht wahr, eine Griechin?“

Auch sein Wunsch, einen theuren Freund aus der Heimath in der Nähe zu haben, wurde erfüllt. Hegel, damals Hofmeister in der Schweiz, entsprach in einem dankbaren Briefe der Aufforderung Hölderlins, in einer geachteten Familie zu Frankfurt eine Hauslehrersstelle anzunehmen. „Es war Zeit, daß ich mich verjüngte,“ schrieb damals Hölderlin: „ich wäre in der Hälfte meiner Tage zum alten Manne geworden!“ Und in einer trüben Stunde sagt er von sich: „Ich bin wie ein alter Blumenstock, der schon einmal mit Grund und Scherben auf die Straße gestürzt ist, und seine Sprößlinge verloren und seine Wurzel verletzt hat, und nun mit Mühe wieder in frischen Boden gesetzt und kaum durch ausgesuchte Pflege vom Verderben gerettet, aber hie und da noch immer welk und krüppelig ist und bleibt.“

Aber noch ehe Hegel eintraf (im August 1796) flüchtete die Frankfurter Familie mit ihrem Hauslehrer Hölderlin zuerst nach Kassel, wo dieser die Bekanntschaft einiger ausgezeichneten Künstler machte und in der Gemäldegallerie und unter den Statuen des Museums „wahrhaft glückliche Tage“ verlebte. Er lernte hier auch Heinsse, den Verfasser des Ardinghello, kennen. Von da ging der Weg nach Driburg, einem Bade in der Nähe von Paderborn. Der benachbarte Schauplatz der Hermannsschlacht ist in Hölderlins Gedicht „Emilie vor ihrem Brauttag“ gefeiert. Durch den Gebrauch des Mineralwassers gestärkt und von einem ihn oft peinigenden Kopfschmerz befreit, kehrte der Dichter im Spätjahr 1796 mit der Familie, in der er lebte, nach Frankfurt zurück. Während dieser Abwesenheit Hölderlins von Frankfurt hatte Hegel an ihn ein seitdem veröffentlichtes Gedicht gerichtet,¹ in welchem des

¹ S. Rosenkranz a. a. D., S. 99—102.

Dichters Manier so unverkennbar ist, als die eigenthümliche Lebensanschauung des Philosophen. Dasselbe erinnert den Freund an den alten Bund, „der freien Wahrheit nur zu leben.“ Hegel selbst war endlich im Januar 1797 in Frankfurt erschienen.

Im Frühjahr 1797 wurde Hölderlin durch den Besuch seines geliebten Halbbruders, den er sich geistig nachgezogen hatte und dessen Correspondenz die wichtigsten Daten zu diesem Lebensabriss liefert, hoch erfreut; ihm folgte ein anderer geliebter Gast, L. Neuffer; und im Sommer desselben Jahres ward es Hölderlin so gut, Goethe'n, der auf seiner Reise nach der Schweiz Frankfurt berührte, begrüßen zu dürfen. „Gestern ist auch Hölderlin bei mir gewesen,“ schreibt Goethe an Schiller am 23. August, „er sieht etwas gedrückt und kränklich aus, aber er ist wirklich liebenswürdig und mit Bescheidenheit, ja mit Aengstlichkeit offen. Er ging auf verschiedene Materien auf eine Weise ein, die Ihre Schule verrieth; manche Hauptideen hatte er sich recht gut zu eigen gemacht, so daß er manches auch wieder leicht aufnehmen konnte. Ich habe ihm besonders gerathen, kleine Gedichte zu machen und sich zu jedem einen menschlich interessanten Gegenstand zu wählen. Er schien noch einige Neigung zu den mittleren Zeiten zu haben, in der ich ihn nicht bestärken konnte.“ Schiller fragte sich (an Goethe 17. Aug. 1797), ob Menschen wie Hölderlin „absolut und unter allen Umständen so subjectivisch, so überspannt, so einsylbig geblieben wären? ob es an etwas primitiverem liegt, oder ob nur der Mangel einer ästhetischen Nahrung und Einwirkung von außen, und die Opposition der empirischen Welt, in der sie leben, gegen ihren idealischen Hang diese unglückliche Wirkung hervor-

gebracht hat? Ich bin sehr geneigt, das letztere zu glauben, und wenn gleich ein mächtiges und glückliches Naturell über Alles siegt, so dünkt mir doch, daß manches brave Talent auf diese Art verloren geht.“ Er war entschlossen, „diesen Hölderlin so spät als möglich aufzugeben,“ und zufrieden, daß Goethe die Gedichte „der Aether“ und „der Wanderer“ zwar streng, aber doch nicht ganz ungünstig beurtheilt hatte. „Aufrichtig, ich fand in diesen Gedichten viel von meiner eigenen sonstigen Gestalt, und es ist nicht das erstemal, daß mich der Verfasser an mich erinnerte. Er hat eine heftige Subjectivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tieffinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so schwer beizukommen ist.“ Goethe fand in den Gedichten allerdings eine ähnliche Richtung, wie bei Schiller; „allein sie haben weder die Fülle, noch die Stärke, noch die Tiefe Ihrer Arbeiten. Indessen rekommandirt diese Gedichte eine gewisse Lieblichkeit, Innigkeit und Mäßigkeit, und der Verfasser verdient wohl, daß Sie das Mögliche thun, um ihn zu lenken und zu leiten.“

Die hohe und von Mustern und Lenkern unabhängige Eigenthümlichkeit des Dichters war von den Meistern aus diesen Proben noch nicht erkannt worden.

Hölderlin beschäftigte sich in derselben Zeit, nachdem der erste Band des Hyperion erschienen, neben dem Studium der Philosophie, auch mit Botanik und Mathematik, strebte überhaupt nach größerer Vielseitigkeit und schien sich mehr und mehr mit der Welt zu versöhnen. Aber die unglückliche Neigung seines Herzens zerstörte dieses äußere Glück mit dem innern. Im Juli 1798 schrieb er an den Halbbruder: „Bruderherz! ich habe viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor dir, vor irgend einem

Menschen jemals aussprach, weil nicht Alles auszusprechen ist; und noch, noch leid' ich, viel und tief; und dennoch mein' ich, das Beste, was in mir ist, sei noch nicht untergegangen." Im September 1798 hatte er seine Stelle und Frankfurt ohne Abschied verlassen.

Er ging zuerst nach Homburg und von dort im November mit seinem Freunde Sinclair nach Rastadt. Hier fand er einige Erheiterung in einem Kreise geistreicher, philosophisch gebildeter Männer, unter denen sich der Schwede Muhrbeck der Sohn, v. Pommerschen, dann ein Freund Jacobi's, Schenk, und Horn, wahrscheinlich ein älterer Bruder von Franz Horn, auszeichneten.

Das unglückliche Verhältniß, das Hölderlin von Frankfurt hinweggetrieben hatte, hörte auch jetzt nicht auf die Melancholie seines Gemüths zu vermehren; die Verbindung mit dem Gegenstand seiner Liebe war noch nicht aufgehoben; Bruchstücke von Briefen Diotima's, voll Zartheit und Tiefe, stammen, sowie schmerzliche Gedichte Hölderlin's selbst, aus dieser Zeit.

Nach seiner Zurückkunft in Homburg widmete sich Hölderlin wieder mit aller Anstrengung seinen literarischen Arbeiten und vollendete ein schon in Frankfurt (1797) begonnenes Drama „Agis,“ dessen Manuscript zu Anfang dieses Jahrhunderts noch vorhanden war, später sich bei der Registratur der Zeitung für die elegante Welt befand, an die es Conz zum Behufe von Mittheilungen eingesendet hatte, und zuletzt mit seinem ganzen Inhalte verloren gegangen ist.

In den Anfang des Jahres 1799 fällt das Gedicht auf den 72. Geburtstag seiner Großmutter, das ein Zeugniß für die religiöse Stimmung des Dichters in dieser Periode ablegt. In vorhergehender Zeit hatte er sich mit seiner

Spekulation auch in Spinoza versenkt, aber das Studium der Philosophie gewährte ihm, wie Schillern, nicht die volle Ruhe und Befriedigung. „Ich weiß jetzt so viel,“ schreibt er in einem herrlichen Briefe an seine Mutter, „daß ich tiefen Unfrieden und Mißmuth unter Anderem auch dadurch in mich gebracht habe, daß ich Beschäftigungen, die meiner Natur weniger angemessen scheinen, z. B. die Philosophie, mit überwiegender Aufmerksamkeit und Anstrengung betrieb, und das aus gutem Willen, weil ich vor dem Namen eines leeren Poeten mich fürchtete. Ich wußte lange nicht, warum das Studium der Philosophie, das sonst den hartnäckigen Fleiß, den es erfordert, mit Ruhe belohnt, warum es mich, je uneingeschränkter ich mich ihm hingab, nur immer so friedensloser und selbst leidenschaftlicher machte; und ich erkläre mir es jetzt daraus, daß ich mich in höherem Grade, als es nöthig war, von meiner eigenthümlichen Neigung entfernte, und mein Herz seufzte bei der unnatürlichen Arbeit nach seinem lieben Geschäfte, wie die Schweizerhirten im Soldatenleben nach ihrem Thal und ihrer Heerde sich sehnen. Nennen Sie das keine Schwärmerei, denn warum bin ich denn friedlich und gut wie ein Kind, wenn ich ungestört mit süßer Mühe dieß unschuldigste aller Geschäfte treibe, das man freilich und dieß mit Recht nur dann ehrt, wenn es meisterhaft ist, was das meine vielleicht auch aus dem Grunde noch lange nicht ist, weil ich es vom Knabenalter an niemals in eben dem Grade zu treiben wagte, wie manches andere, was ich vielleicht zu gutmüthig-gewissenhaft meinen Verhältnissen und der Meinung der Menschen zu lieb trieb. Und doch erfordert jede Kunst ein ganzes Menschenleben und der Schüler muß Alles, was er lernt, in Beziehung auf sie lernen, wenn er die

Anlage zu ihr entwickeln und nicht am Ende gar ersticken will.“

Ein im Sommer desselben Jahres (1799) gemachter Plan in einem „sowohl ausübenden als belehrenden“ ästhetischen Journal, *Eduna*, den „humanistischen“ Zweck „der Vereinigung und Versöhnung der Wissenschaft mit dem Leben, der Kunst und des Geschmacks mit dem Genie, des Herzens mit dem Verstande, des Wirklichen mit dem Idealischen, des Gebildeten mit der Natur“ zu verfolgen, zerfiel unter den Verhandlungen mit dem Buchhändler, den (außer Schelling) abjagenden Mitarbeitern, und Schillers aus eigener Erfahrung warnender Stimme. Der Gedanke, mit der Hoffnung literarischer Unabhängigkeit und anständigen Fortkommens verknüpft, ließ nur bittere Täuschung, und das Fragment des Trauerspiels „*Empedokles*“ zurück, das ursprünglich für das Journal bestimmt gewesen war. Außerdem entstand gegen das Ende dieses Jahres die poetische Erzählung „*Emilie vor ihrem Brauttag*.“ Das Verhältniß zu Diotima dauerte nicht nur im Innern der Dichterseele fort; er durfte, wenigstens mittelbar und durch Freunde, in Verbindung mit der heilig Geliebten bleiben und versuchte auf die Fortbildung ihres Geistes Einfluß zu behalten.

Die, durch Schiller, wie es scheint, neuangeregte Hoffnung, als Docent nach Jena zu kommen, scheiterte gleichfalls, und Hölderlin, im vergangenen Jahre kränkelnd und in einem „bösen krampfhaften Zustande,“ blieb im Beginne des folgenden (1800), in seiner Gesundheit gestärkt, vorerst in Homburg. Ein Todesfall in seiner Familie und der dadurch laut gewordene dringende Wunsch der Seinigen führte ihn jedoch im Sommer (1800) nach der Heimath zurück, zuerst nach Nürtingen, von wo er

Ausflüge ins Schwabenland, auch nach seinem Geburtsorte Lauffen, machte; später nahm er seinen Aufenthalt in einem befreundeten Hause zu Stuttgart. In diese Periode dürfte sein Elegienzyklus „die Herbstfeier“ an seinen Frankfurter Freund, den Dichter Siegfried Schmid, fallen, den Mitschützling Schillers, dem Goethe eben kein günstiges poetisches Horoskop gestellt hat. Auch das Gedicht „Archipelagus“ entstand ungefähr um diese Zeit. Bald bestimmte den Dichter der Wunsch, die große Natur der Schweiz, in welche er früher nur einen kurzen Ausflug gemacht hatte, näher kennen zu lernen und wieder Ruhe für seine Lieblingsbeschäftigung zu gewinnen, schon im December 1800 eine Hofmeisterstelle bei einer wohlhabenden Familie in Hauptwyl bei Constanz anzunehmen. Von dort aus schrieb er an seinen Halbbruder einen Brief, der einen tiefen Blick in sein Inneres thun läßt. In demselben finden sich (sieben Jahre vor dem Erscheinen der Phänomenologie seines Freundes Hegel) die merkwürdigen Worte: *A Deo principium*. Wer dieß versteht und hält, ja, bei dem Leben des Lebens! der ist frei und kräftig, und freudig, und alles Umgekehrte ist Chimäre und vergehet in so ferne in Nichts. Und so sei denn auch unter uns bei dieser Bundeserneuerung, die gewiß nicht Ceremonie oder Laune ist, *a Deo principium*. Wie wir sonst zusammendachten, denke ich noch, nur angewandter! Alles unendliche Einigkeit, aber in diesem Allem ein vorzüglich Einiges und Einigendes, das, an sich, kein Ich ist, und dieses sei unter uns Gott!“

Von diesem Aufenthalte in der Schweiz hoffte Hölderlin nicht wenig. „Hier, in dieser Unschuld des Lebens,“ heißt es in demselben Briefe, „hier unter den silbernen Alpen, soll mir es auch endlich leichter von der

Brust gehen. Die Religion beschäftigt mich vorzüglich. Du, in Jugendkraft und Einsamkeit, in jenem herrlichen Gefühle, worauf sich, wie auf Felsen, alles Himmlische begründet, in dem Gefühle, deine Pflicht ins Werk zu richten, du wirst mir auch redlich beistehen. Ein Wort der unbefangenen Seele ist so viel, und du weißt, wie viel es gilt.“

Hier entstanden auch mehrere seiner herrlichsten Gedichte, ohne Zweifel auch die Ode „Unter den Alpen gesungen;“ einiges erschien in Vermehrens Almanach. Unterhandlungen über die Herausgabe seiner Gedichte zerشلugen sich, und nun, im April 1801, beehrte er wieder nach der Heimath. Seine Empfindungen bei der Wiederkunft sollen in dem Gedichte „Rückkehr in die Heimath“ ausgesprochen sein.

Indessen konnte, ohne Subsistenzmittel, seines Bleibens auch im Vaterlande nicht sein, und er nahm eine ihm unter vortheilhaften Bedingungen angebotene Hauslehrerstelle bei dem Hamburgischen Konsul zu Bordeaux an. Besonders schwer fiel ihm dießmal die Trennung von den Seinigen und er klammert sich in den von ihm vorhandenen Abschiedsworten mit krampfhafter Aengstlichkeit an den, freilich nach seiner Weise modificirten, religiösen Glauben an. Im eiskalten December 1801 reiste er über die beschneiten, damals höchst unsichern Höhen der Auvergne, so daß er selbst für sein Leben fürchtete. Aber, gut in Bordeaux aufgenommen, fühlte er sich in den neuen Verhältnissen anfangs ganz zufrieden. Eine Sage, daß die traurige Wendung seines Schicksals dortigen Ausschweifungen zuzuschreiben sei, entbehrt aller historischen Begründung und wird von denen, die Hölderlin in der letzten Zeit vor seiner Krankheit kannten, so wie von dem

reinen Inhalte seiner damaligen Briefe, namentlich eines am Charfreitag 1802 an seine Mutter gerichteten, aufs bestimmteste widersprochen und widerlegt.

Seit Ostern 1802 hatte seine Familie keine Nachrichten mehr von dem Dichter. Aus dieser Ungewißheit wurde sie auf eine schmerzliche Weise gerissen, als im Anfang Juli's desselben Jahres Hölderlin plötzlich im traurigsten Gemüthszustande bei der Mutter in Nürtingen eintraf. Unerwartet schnell hatte er im Juni 1802 seine Stelle zu Bordeaux verlassen, Frankreich (wie es scheint mit Inbegriff von Paris) in den heißesten Sommertagen von einer Gränze bis zur andern zu Fuße durchreist, sich flüchtig seinen Freunden in Stuttgart (unter andern auch dem damals dort befindlichen Dichter Matthisson) gezeigt, und war so in die Heimath gekommen. Am 22. Juni war Diotima als Opfer einer in ihrer Familie ausgebrochenen Kinderkrankheit, gestorben. Vermuthlich noch in Bordeaux hatte er Nachricht von ihrer Krankheit, und vielleicht schon auf der Reise die Kunde von ihrem Tode vernommen. „Du glaubtest an Unsterblichkeit, da sie noch lebte“ — schrieb ihm Sinclair in einem Briefe vom 30. Juni, der ihn aber erst in Nürtingen traf — „du wirst gewiß jetzt mehr daran glauben, da das Leben deiner Liebe sich vom Vergänglichlichen geschieden hat.“

Durch sorgfältige Pflege und freundliche Behandlung der Seinigen wurde der Zustand des Kranken, abgesehen von vorübergehenden Anfällen, allmählig etwas ruhiger; in seinen brieflichen Mittheilungen und den Gedichten aus dieser Zeit ringt noch der Tieffinn mit einbrechendem dunkeln Chaos des Geistes. In einer der ersteren (vom 2. December 1802) begegnen wir dem nachdenklichen Ausdruck: „höchste Bewegung und Phänomenalisierung der

Begriffe.“ Herrliche Spuren des Genius zeigen noch die Gedichte aus dieser Periode, „Andenken,“ „der Rhein,“ ein Fragment, „die Wanderung,“ „Patmos.“ Wie ein im Sterben noch aufflammendes Licht, im Triumph verlosch seine Poesie. Fast den ganzen Pindar arbeitete er durch. Auch eine Uebersetzung des Sophokles in fünffüßigen Jamben beschäftigte ihn jetzt und erschien, einer Prinzessin von Homburg mit einfachen und rührenden Worten zugeeignet, in zwei Bändchen (Frankfurt bei Wilmans 1804), welche den König Oedipus und die Antigone enthalten. Hestige Ausbrüche seiner Gemüthskrankheit sänftigte wunderbar, mehr als einmal, eine Vorlesung aus dem griechischen Homer.

Endlich schien er im Sommer 1804 so weit hergestellt, daß man es wagen zu dürfen glaubte, ihn in Begleitung seines Freundes Sinclair, der ihn abzuholen gekommen war, nach Homburg gehen zu lassen, wo durch die Gnade des Landgrafen, der ein ihm schon am 6. Februar 1803 übersandtes Gedicht Hölderlins „mit vielem Dank und Freude“ aufgenommen hatte, ihn eine Anstellung als Bibliothekar mit kleinem Gehalt erwartete.¹ Aber auch in dieser angenehmen Lage, unter zerstreuenden Geschäften und der sorglichen Pflege des Homburger Freundes, verlor sich sein Trübsinn nicht, und der Krankheitszustand verschlimmerte sich zusehends, so daß Sinclair, nach reislicher Berathung mit sachverständigen Aerzten und Hölderlins Verwandten, sich entschließen mußte, diesen ins Vaterland zurückzuführen, um den letzten Heilungsversuch an dem — unter dem berühmten Autenrieth damals neu eingerichteten — Klinikum Tübingens zu wagen. Der Kranke

¹ Ueber diese Periode vergleiche man die, übrigens höchst anachronistischen, Phantasien Bettina's in der Götterode, Bd. I. S. 414 ff.

wurde im Herbst 1806 von seinem Freunde unter dem Vorwande, daß er zu Tübingen einen Büchereinkauf zu machen habe, dorthin gebracht, und ließ sich den Aufenthalt in jener Heilanstalt geduldig vorschreiben, als „auf höheren Befehl“ über ihn verhängt. Aber die vorgenommene Kur verschlimmerte nur das Uebel, und es wurde beschlossen, ehe dieß noch einen höhern Grad erreicht hätte, ihn einer wackern bürgerlichen Familie zu Tübingen in Kost und Obhut zu übergeben. In diesem Hause, bei einem wohlhabenden und gebildeten Tischlermeister, und nach seinem Tode, seit 1837, bei dessen Relikten lebte Hölderlin seit 1806 liebevoll versorgt und in ziemlich ungeändertem Zustande,¹ wie er das Klinikum verlassen.

Sieben und dreißig Jahre, die den Geist seiner Zeitgenossen mit Ereignissen, Hoffnungen und Täuschungen der Welt, wie mit Erzeugnissen des geistigen Lebens erfüllt haben, gingen über seinem Haupte hin, ohne es zu berühren. Ein philosophisches System, dessen Keim auch in seinem eigenen Bewußtseyn sich entwickeln wollte, die Erfindung eines genialen Freundes und Landsmanns, ward von dem rastlosen Sinnen eines andern auch weltberühmten Freundes ausgebrütet, und hat, die Sonne selbst verdunkelnd, mit Adlersstolz seine Schwingen entfaltet. Seine eigene Poesie, von ihrem Dichter kaum noch in lichterem Augenblicke begriffen, hat in diesem langen Zeitraume wie eine Nachtblume, deren Duft nur wenige genießen, in der Stille geblüht.

¹ Diesen Zustand hat Waiblinger (Werke Bb. III. S. 220 ff.) in einem, nur leider von historischen Unrichtigkeiten, die auch in die Mittheilung von Rosenkranz über Hegel und Hölderlin übergegangen sind, wimmelnden Aufsatze mit großer Wahrheit geschildert.

In den ersten Tagen des Junius 1843 ward Hölderlin von einer ernstlichen Krankheit befallen. Als er den Tod herannahen fühlte, faltete er die Hände und betete. Noch ehe der gerufene Arzt herbeigekommen war, starb er am 7. Jun. 1843 Morgens 4 Uhr. Die Sektion zeigte eine ausgebildete Brustwassersucht als Ursache seines Todes, außerdem eine bedeutende Herzverknöcherung und Hirnwassersucht. Die ihn gepflegt, weinten um ihn wie um einen Bruder. Ein voller Lorbeerkranz schmückte das Haupt des Todten. Seiner Leiche folgten viele Studirende und mehrere Professoren. Der Herausgeber seiner Werke, Christoph Theodor Schwab, damals noch Studirender der Theologie an der Universität zu Tübingen, sprach an seinem Grabe.

Was hier von ihm geboten wird, besteht mit wenigen Zuthaten aus der ältern Auswahl; denn die Freunde von Hölderlins Poesie, welche jene (1826) getroffen, konnten sich, trotz einzelner Ausstellungen und Vorwürfe der Kritik,¹ nicht zu einer andern entschließen. Sie sind sich bewußt, nur das Unselbstständige der ersten und das sich in Nebel verlierende der letzten Periode des Dichters, beides aus triftigem Grunde, weggelassen zu haben.² In Feststellung der Lesarten sind sie schon das erstemal, wo es möglich war, den vorhandenen Manuscripten, und, wo die verworrene Correctur der letztern, welche meist Concepte sind, in denen die letzte Hand des Dichters verwirrend gewirkt hat, eine Wahl nothwendig machte, der

¹ Namentlich in einem Aufsatze A. v. Arnims, der, kurz vor dem Tode dieses Dichters, in einem unsrer ästhetischen Tagblätter erschienen ist.

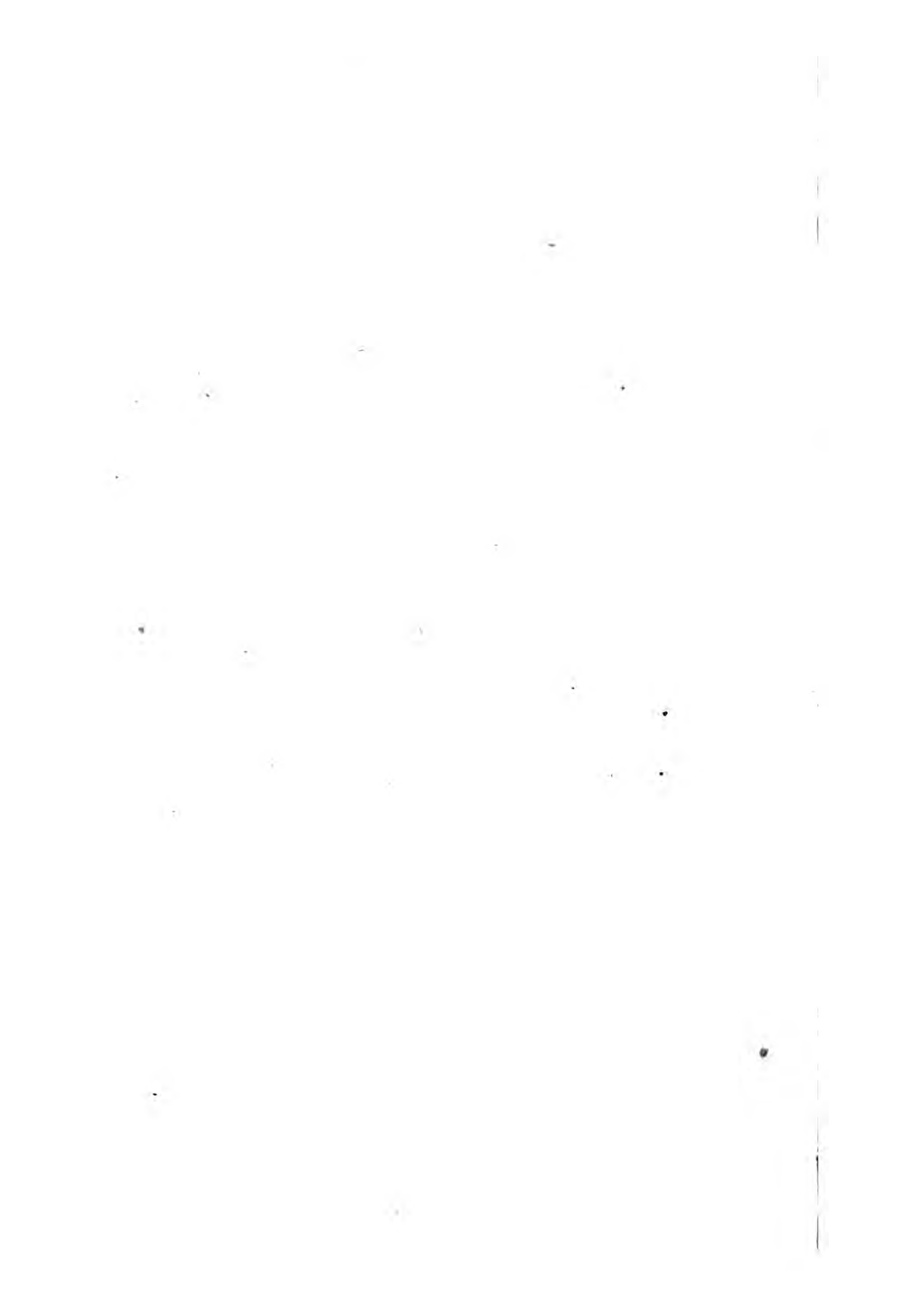
² Einige Jugendgedichte, die in der Ausgabe von 1847 fehlen, findet man hier beigelegt, dagegen das dramatische Fragment „Empedokles“ weggelassen.

am meisten dichterischen Lesart, als der wahrscheinlichsten, gefolgt. Kleine Dunkelheiten sind, meist durch richtigere Interpunktion, in diesem neuen Drucke aufgeheilt worden.

Eine vollständige Ausgabe von Hölderlins Werken, welche nicht nur das Vollendetere seiner Poesie, sondern auch, zur vollständigen Charakterisirung derselben, ihr Werden und Verschwinden umfaßt, nebst einer erschöpfenden Mittheilung aus seinem Leben und seinen, uns als ein Heiligthum der brüderlichen Liebe anvertrauten Briefen, ist im Herbst 1846 erschienen.

Stuttgart, im $\frac{\text{Okt. 1842.}}{\text{Jan. 1847.}}$

G. S. und Chr. S.



Das Schicksal.

Προσκυνουντες την εἰμαρμενην, σοφοι.

Reschlin.

Als von des Friedens heil'gen Thalen,
Wo sich die Liebe Kränze wand,
Hinüber zu den Göttermahlen
Des goldnen Alters Zauber schwand,
Als nun des Schicksals eh'rne Rechte,
Die große Meisterin, die Noth
Dem übernächtigen Geschlechte
Den langen, bittern Kampf gebot:

Da sprang er aus der Mutter Wiege,
Da fand er sie, die schöne Spur
Zu seiner Tugend schwerem Siege,
Der Sohn der heiligen Natur;
Der hohen Geister höchste Gabe,
Der Tugend Löwenkraft begann
Im Siege, den ein Götterknabe
Den Ungeheuern abgewann.

Es kann die Lust der goldnen Ernte
Im Sonnenbrande nur gedeihn;
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer, frei und stolz zu sein;

Triumph! Die Paradiese schwanden;
 Wie Flammen aus der Wolke Schooß,
 Wie Sonnen aus dem Chaos, wanden
 Aus Stürmen sich Heroen lös.

Der Noth ist jede Lust entsprossen,
 Und unter Schmerzen nur gedeiht
 Das Liebste, was mein Herz genossen,
 Der holde Reiz der Menschlichkeit;
 So stieg, in tiefer Fluth erzogen,
 Wohin kein sterblich Auge sah,
 Stilllächelnd aus den schwarzen Wogen
 In stolzer Blüthe Cypria.

Durch Noth vereiniget, beschwuren,
 Vom Jugendtraume süß berauscht,
 Den Todesbund die Dioskuren,
 Und Schwert und Lanze ward getauscht;
 In ihres Herzens Jubel eilten
 Sie, wie ein Adlerpaar, zum Streit,
 Wie Löwen ihre Beute, theilten
 Die Liebenden Unsterblichkeit.

Die Klagen lehrt die Noth verachten,
 Beschämt und ruhmlos läßt sie nicht
 Die Kraft der Jünglinge verschmachten,
 Giebt Muth der Brust, dem Geiste Licht;
 Der Greise Faust verjüngt sie wieder,
 Sie kömmt wie Gottes Blitz heran
 Und trümmert Felsenberge nieder
 Und wallt auf Riesen ihre Bahn.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
 Mit Unerbittlichkeit vollbringt
 Die Noth an Einem großen Tage,
 Was kaum Jahrhunderten gelingt;
 Und wenn in ihren Ungewittern
 Selbst ein Elysium vergeht,
 Und Welten ihrem Donner zittern —
 Was groß und göttlich ist, besteht.

O du, Gespielin der Kolossen,
 O weise, zürnende Natur,
 Was je ein Riesenherz beschloffen,
 Es keimt' in deiner Schule nur;
 Wohl ist Arkadien entflohen,
 Des Lebens beste Frucht gedeiht
 Durch sie, die Mutter der Heroen,
 Die eherne Nothwendigkeit.

Für meines Lebens goldnen Morgen
 Sei Dank, o Pepromene, dir!
 Ein Saitenspiel und süße Sorgen
 Und Träum' und Thränen gabst du mir!
 Die Flammen und die Stürme schonten
 Mein jugendlich Elysium,
 Und Ruh' und stille Liebe thronten
 In meines Herzens Heiligthum.

Es reife von des Mittags Flamme,
 Es reife nur von Kampf und Schmerz
 Die Blüth' am grenzenlosen Stamme,
 Wie Sprosse Gottes, dieses Herz!

Beflügelt von dem Sturm, erschwinde
Mein Geist des Lebens höchste Lust,
Der Tugend Siegeslust verjüinge
Bei kargem Glücke mir die Brust!

Im heiligsten der Stürme falle
Zusammen meine Kerkerwand,
Und herrlicher und freier walle
Mein Geist ins unbekante Land!
Hier blutet oft der Adler Schwinge;
Auch drüben warte Kampf und Schmerz!
Bis an der Sonne letzte ringe,
Genährt vom Siege, dieses Herz!

Griechenland.

An St.

Hätt' ich dich im Schatten der Platanen,
 Wo durch Blumen der Ilissus rann,
 Wo die Jünglinge sich Ruhm erfannen,
 Wo die Herzen Sokrates gewann,
 Wo Aspasia durch Myrten wallte,
 Wo der brüderlichen Freude Ruf
 Aus der lärmenden Agora schallte,
 Wo mein Plato Paradiese schuf;

Wo den Frühling Festgesänge würzten,
 Wo die Fluthen der Begeisterung
 Von Minervens heil'gem Berge stürzten —
 Der Beschützerin zur Huldigung —
 Wo in tausend süßen Dichterstunden,
 Wie ein Göttertraum, das Alter schwand;
 Hätt' ich da, Geliebter! dich gefunden,
 Wie vor Jahren dieses Herz dich fand:

Ach! wie anders hätt' ich dich umschlungen —
 Marathons Heroen sängst du mir,
 Und die schönste der Begeisterungen
 Lächelte vom trunkenen Auge dir;

Deine Brust verjüngten Siegsgefühle,
 Und dein Haupt, vom Lorbeerzweig umspielt,
 Fühlte nicht des Lebens dumpfe Schwüle,
 Die so farg der Hauch der Freude kühlte.

Ist der Stern der Liebe dir verschwunden?
 Und der Jugend holdes Rosenlicht?
 Ach! umtanzt von Hellas' goldnen Stunden,
 Fühltest du die Flucht der Jahre nicht!
 Ewig, wie der Vesta Flamme, glühte
 Muth und Liebe dort in jeder Brust,
 Wie die Frucht der Hesperiden, blühte
 Ewig dort der Jugend süße Lust.

Hätte doch von diesen goldnen Jahren
 Einen Theil das Schicksal dir beschert;
 Diese reizenden Athener waren
 Deines glühenden Gesangs so werth;
 Hingelehnt am frohen Saitenspiele
 Bei der süßen Chiertraube Blut,
 Hättest du vom stürmischen Gewühle
 Der Agora glühend ausgeruht.

Ach! es hätt' in jenen bessern Tagen
 Nicht umsonst so brüderlich und groß
 Für ein Volk dein liebend Herz geschlagen,
 Dem so gern des Dankes Zähre floß! —
 Harre nur! Sie kömmt gewiß, die Stunde,
 Die das Göttliche vom Staube trennt!
 Stirb! du suchst auf diesem Erdenrunde,
 Edler Geist! umsonst dein Element.

Attika, die Riesin, ist gefallen;
 Wo die alten Götterjöhne ruhn,
 Im Ruin gestürzter Marmorhallen
 Brütet ew'ge Todesstille nun;
 Lächelnd steigt der süße Frühling nieder,
 Doch er findet seine Brüder nie
 In Ilissus' heil'gem Thale wieder —
 Ewig deckt die bange Wüste sie.

Mich verlangt ins bessere Land hinüber,
 Nach Alcäus und Anakreon,
 Und ich schließ' im engen Hause lieber
 Bei den Heiligen in Marathon;
 Ach! es sei die letzte meiner Thränen,
 Die dem heil'gen Griechenlande rann,
 Laßt, o Parzen, laßt die Scheere tönen,
 Denn mein Herz gehört den Todten an!

Dem Genius der Kühnheit.

Eine Hymne.

Wer bist du? Wie zur Beute, breitet
 Das Unermeßliche vor dir sich aus,
 Du Herrlicher! Mein Saitenspiel geleitet
 Dich auch hinab in Plutons dunkles Haus;
 So flogen auf Ortygia's Gestaden,
 Indes der Lieder Sturm die Wolken brach,
 Dem Nebengott die taumelnden Mänaden
 In wilder Lust durch Hain und Klüfte nach.

Einst war, wie mir, der stille Funken
 Zu freier heitrer Flamme dir erwacht,
 Du brauestest so, von junger Freude trunken,
 Voll Uebermuth durch deiner Wälder Nacht,
 Als von der Meisterin, der Noth, geleitet,
 Dein ungewohnter Arm die Keule schwang
 Und drohend sich, vom ersten Feind erbeutet,
 Die Löwenhaut um deine Schulter schlang.

Wie nun im jugendlichen Kriege
 Heroenkraft mit der Natur sich maß!
 Ach! wie der Geist, vom wunderbaren Siege
 Berauscht, der armen Sterblichkeit vergaß;

Die stolzen Jünglinge! die hohen, kühnen!
 Sie legten froh dem Tiger Fesseln an,
 Sie bändigten, von staunenden Delphinen
 Umtanzt, den königlichen Ozean.

Oft hör' ich deine Wehre rauschen,
 Du Genius der Künsten! und die Lust,
 Den Wundern deines Heldenvolks zu lauschen,
 Sie stärkt mir oft die lebensmüde Brust;
 Doch weilst du freundlicher um stille Laren,
 Wo eine Welt der Künstler kühn belebt,
 Wo um die Majestät des Unsichtbaren
 Ein edler Geist der Dichtung Schleier webt.

Den Geist des Alls und seine Fülle
 Begrüßte Mäons Sohn auf heil'ger Spur,
 Sie stand vor ihm, mit abgelegter Hülle,
 Voll Ernstes da, die ewige Natur;
 Er rief sie kühn vom dunklen Geisterlande,
 Und lächelnd trat, in aller Freuden Chor,
 Entzückender im menschlichen Gewande
 Die namenlose Königin hervor.

Er sah die dämmernden Gebiete,
 Wohin das Herz in banger Lust begehrt,
 Er streuete der Hoffnung süße Blüthe
 Ins Labyrinth, wo Keiner wiederkehrt;
 Dort glänzte nun in mildem Rosenlichte
 Der Lieb' und Ruh' ein lächelnd Heiligthum,
 Er pflanzte dort der Hesperiden Früchte,
 Dort stillt die Sorgen nun Elysium.

Doch schrecklich war, du Gott der Kühnen!
 Dein heilig Wort, wenn unter Nacht und Schlaf
 Verkündiger des ew'gen Lichts erschienen
 Und den Betrug der Wahrheit Flamme traf!
 Wie seinen Blitz aus hohen Wetternächten
 Der Donnerer auf bange Thale streut,
 So zeigtest du entarteten Geschlechtern
 Der Riesen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Du wogst mit streng gerechter Schale,
 Wenn mit der Wage du das Schwert vertauscht,
 Du sprachst, sie wankten, die Sardanapale,
 Vom Taumelkelche deines Zorns berauscht;
 Es schreckt' umsonst mit ihrem Tigergrimme
 Dein Tribunal die alte Finsterniß,
 Du hörtest ernst der Unschuld leise Stimme
 Und opfertest der heil'gen Nemesis.

Verlaß mit deinem Götterschilde,
 Verlaß, o du der Kühnen Genius,
 Die Unschuld nie! Gewinne dir und bilde
 Das Herz der Jünglinge mit Siegsgeuß!
 O säume nicht! Ermahne, strafe, siege!
 Und sichere stets der Wahrheit Majestät,
 Bis aus der Zeit geheimnißvoller Wiege
 Des Himmels Kind, der ew'ge Friede, geht!

Lebensgenuß.

An Neuffer.

Noch kehrt in mich der süße Frühling wieder,
Noch altert nicht mein kindisch fröhlich Herz,
Noch rinnt vom Auge mir der Thau der Liebe nieder,
Noch lebt in mir der Hoffnung Lust und Schmerz.

Noch tröstet mich mit süßer Augenweide
Der blaue Himmel und die grüne Flur,
Noch reicht die Göttliche den Taumelkelch der Freude,
Die jugendliche, freundliche Natur.

Getrost! Es ist der Schmerzen werth dies Leben,
So lang uns Armen Gottes Sonne scheint
Und Bilder besser Zeit um unsre Seelen schweben
Und, ach! mit uns ein treues Auge weint.

Der Gott der Jugend.

Gehn dir im Dämmerlichte,
Wenn in der Sommernacht
Für selige Gesichte
Dein liebend Auge wacht,
Noch oft der Freunde Manen
Und, wie der Sterne Chor,
Die Geister der Titanen
Des Alterthums empor;

Wird da, wo sich im Schönen
Das Göttliche verhüllt,
Noch oft das tiefe Sehnen
Der Liebe dir gestillt;
Belohnt des Herzens Mühen
Der Ruhe Vorgefühl,
Und tönt von Melodien
Der Seele Saitenspiel:

So such' im stillsten Thale
Den blüthenreichsten Hain,
Und gieß aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!
Noch lächelt unveraltet
Des Herzens Frühling dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

Wie unter Tiburs Bäumen,
Wenn da der Dichter saß
Und unter Götterträumen
Der Jahre Flucht vergaß,
Wenn ihn die Ulme kühlte,
Und wenn sie stolz und froh
Um Silberblüthen spielte,
Die Fluth des Anio;

Und wie um Platons Hallen,
Wenn durch der Haine Grün,
Begrüßt von Nachtigallen
Der Stern der Liebe schien,
Wenn alle Lüfte schliefen
Und, sanft bewegt vom Schwan,
Cephisus durch Oliven
Und Myrtensträucher rann:

So schön ist's noch hienieden!
Auch unser Herz erfuhr
Das Leben und den Frieden
Der freundlichen Natur;
Noch blüht des Himmels Schöne,
Noch mischen brüderlich
In unsers Herzens Töne
Des Frühlings Laute sich.

Drum such' im stillsten Thale
Den düstereichsten Hain,
Und gieß aus goldner Schale
Den frohen Opferwein!

Noch lächelt unveraltet
Das Bild der Erde dir,
Der Gott der Jugend waltet
Noch über dir und mir.

An eine Rose.

EWIG trägt im Mutterschooße,
Süße Königin der Flur,
Dich und mich die stille, große,
Allbelebende Natur.

Röschen! unser Schmuck veraltet,
Sturm entblättert dich und mich,
Doch der ew'ge Keim entfaltet
Bald zu neuer Blüthe sich.

Frenndeswunſch.

An Roſine St. 1794.

Wenn vom Frühling rund umſchlungen,
Von des Morgens Hauch umweht,
Trunken nach Erinnerungen
Meine wache Seele späht;
Wenn, wie einſt am fernen Herde,
Mir ſo ſüß die Sonne blinkt
Und ihr Strahl ins Herz der Erde
Und der Erdenkinder dringt;

Wenn, undämmert von der Weide,
Wo der Bach vorüber rinnt,
Tief bewegt von Leid und Freude,
Meine Seele träumt und ſinnt;
Wenn im Haine Geiſter ſäufeln,
Wenn im Mondenſchimmer ſich
Raum die ſtillen Teiche kräuſeln:
Schau' ich oft und grüße dich.

Edles Herz, du biſt der Sterne
Und der ſchönen Erde werth,
Biſt deß werth, ſo viel die ferne
Nahe Mutter dir beſchert.

Sieh, mit deiner Liebe lieben
Schönes die Erwählten nur;
Denn du bist ihr treu geblieben,
Deiner Mutter, der Natur.

Der Gesang der Haine schalle
Froh, wie du, um deinen Pfad;
Sanft bewegt vom Weste, walle,
Wie dein friedlich Herz, die Saat!
Deine liebste Blüthe regne,
Wo du wandelst, auf die Flur,
Wo dein Auge weilt, begegne
Dir das Lächeln der Natur!

Oft im stillen Tannenhaine
Webe dir ums Angesicht
Seine zauberische, reine
Glorie das Abendlicht!
Deines Herzens Sorgen wiege.
Drauf die Nacht in süße Ruh'
Und die freie Seele fliege
Liebend den Gestirnen zu!

An die Natur.

Da ich noch um deinen Schleier spielte,
Noch an dir wie eine Blüthe hing,
Noch dein Herz in jedem Laute fühlte,
Der mein zärtlichbebend Herz umfing,
Da ich noch mit Glauben und mit Sehnen
Reich, wie du, vor deinem Bilde stand,
Eine Stelle noch für meine Thränen,
Eine Welt für meine Liebe fand;

Da zur Sonne noch mein Herz sich wandte,
Als vernähme seine Töne sie,
Und die Sterne seine Brüder nannte
Und den Frühling Gottes Melodie,
Da im Hauche, der den Hain bewegte,
Noch dein Geist, dein Geist der Freude sich
In des Herzens stiller Welle regte:
Da umfingen goldne Tage mich.

Wenn im Thale, wo der Quell mich kühlte,
Wo der jugendlichen Sträucher Grün
Um die stillen Felsenwände spielte
Und der Aether durch die Zweige schien,
Wenn ich da, von Blüthen übergossen,
Still und trunken ihren Odem trank
Und zu mir, von Licht und Glanz umflossen,
Aus den Höhn die goldne Wolke sank;

Wenn ich fern auf nackter Heide wallte,
 Wo aus dämmernder Geflüßte Schooß
 Der Titanensang der Ströme schallte
 Und die Nacht der Wolken mich umschloß,
 Wenn der Sturm mit seinen Wetterwogen
 Mir vorüber durch die Berge fuhr
 Und des Himmels Flammen mich umflogen:
 Da erschienst du, Seele der Natur!

Oft verlor ich da mit trunknen Thränen
 Liebend, wie nach langer Irre sich
 In den Ocean die Ströme sehnen,
 Schöne Welt! in deiner Fülle mich;
 Ach! da stürzt' ich mit den Wesen allen
 Freudig aus der Einsamkeit der Zeit,
 Wie ein Pilger in des Vaters Hallen,
 In die Arme der Unendlichkeit. —

Seid gesegnet, goldne Kinderträume,
 Ihr verbargt des Lebens Armuth mir,
 Ihr erzogt des Herzens gute Reime,
 Was ich nie erringe, schenktet ihr!
 O Natur! an deiner Schönheit Lichte,
 Ohne Müh' und Zwang entfalteteten
 Sich der Liebe königliche Früchte,
 Wie die Ernten in Arkadien.

Todt ist nun, die mich erzog und stillte,
 Todt ist nun die jugendliche Welt,
 Diese Brust, die einst ein Himmel füllte,
 Todt und dürftig, wie ein Stoppelfeld;

Ach! es singt der Frühling meinen Sorgen
Noch, wie einst, ein freundlich tröstend Lied,
Aber hin ist meines Lebens Morgen,
Meines Herzens Frühling ist verblüht.

Ewig muß die liebste Liebe darben,
Was wir lieben, ist ein Schatten nur,
Da der Jugend goldne Träume starben,
Starb für mich die freundliche Natur;
Das erfuhrst du nicht in frohen Tagen,
Daß so ferne dir die Heimath liegt,
Armes Herz, du wirst sie nie erfragen,
Wenn dir nicht ein Traum von ihr genügt.

Diotima.

Leuchtest du wie vormals nieder,
 Goldner Tag! und sprossen mir
 Des Gesanges Blumen wieder
 Lebenathmend auf zu dir?
 Wie so anders ist's geworden!
 Manches, was ich traurig mied,
 Stimmt in freundlichen Akkorden
 Nun in meiner Freude Lied,
 Und mit jedem Stundenschlage
 Wird' ich wunderbar gemahnt
 An der Kindheit stille Tage,
 Seit ich sie, die Eine, fand.

Diotima! edles Leben!
 Schwester, heilig mir verwandt!
 Eh' ich dir die Hand gegeben,
 Hab' ich ferne dich gekannt.
 Damals schon, da ich in Träumen,
 Mir entlockt vom heitern Tag,
 Unter meines Gartens Bäumen,
 Ein zufriedner Knabe, lag,
 Da in leiser Lust und Schöne
 Meiner Seele Mai begann:
 Säufelte wie Zephyrstöne,
 Göttliche! dein Hauch mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
 Jeder frohe Gott mir schwand,
 Da ich vor des Himmels Tage
 Darbend, wie ein Blinder, stand,
 Da die Last der Zeit mich beugte
 Und mein Leben, kalt und bleich,
 Sehrend schon hinab sich neigte
 Zu der Todten stummem Reich:
 Wünscht' ich öfters noch, dem blinden
 Wanderer, dies Eine mir,
 Meines Herzens Bild zu finden
 Bei den Schatten oder hier.

Nun! ich habe dich gefunden!
 Schöner, als ich ahnend sah,
 Hoffend in den Feierstunden,
 Holde Muse! bist du da;
 Von den Himmlischen dort oben,
 Wo hinauf die Freude flieht,
 Wo, des Alters überhoben,
 Immerheitre Schöne blüht,
 Scheinst du mir herabgestiegen,
 Götterbotin! weiltest du
 Nun in göttigem Genügen
 Bei dem Sänger immerzu!

Sommerglut und Frühlingsmilde,
 Streit und Friede wechselt hier
 Vor dem stillen Götterbilde
 Wunderbar im Busen mir;
 Zürnend unter Huldigungen,
 Hab' ich oft beschämt, besiegt,

Sie zu fassen schon gerungen,
 Die mein Kühnstes überfliegt;
 Unzufrieden im Gewinne,
 Hab' ich stolz darob geweint,
 Daß zu herrlich meinem Sinne
 Und zu mächtig sie erscheint.

Ach! an deine stille Schöne,
 Heilig holdes Angesicht!
 Herz! an deine Himmelstöne
 Ist gewöhnt das meine nicht;
 Aber deine Melodieen
 Heitern mählig mir den Sinn,
 Daß die trüben Träume fliehen
 Und ich selbst ein Andrer bin.
 Bin ich dazu denn erkoren?
 Ich zu deiner hohen Ruh?
 So zu Licht und Luft geboren,
 Göttlich Glückliche! wie du?

Wie dein Vater und der meine,
 Der in heitrer Majestät
 Ueber seinem Eichenhaine
 Dort in lichter Höhe geht,
 Wie er in die Meereswogen,
 Wo die kühle Tiefe blaut,
 Steigend an des Himmels Bogen,
 Klar und still herunterschaut:
 So will ich aus Götterhöhen,
 Neu geweiht in schönrem Glück,
 Froh zu singen und zu sehen
 Nun zu Sterblichen zurück.

An Landauer.

Sei froh! du hast das gute Loos erkoren,
Denn tief und treu ward eine Seele dir;
Der Freunde Freund zu sein, bist du geboren,
Dies zeugen dir am Feste wir.

Und selig, wer im eignen Hause Frieden,
Wie du, und Lieb' und Fülle sieht und Ruh;
Manch Leben ist, wie Licht und Nacht, verschieden,
In goldner Mitte wohnest du.

Dir glänzt die Sonn' in wohlgebauter Halle,
Am Berge reißt die Sonne dir den Wein,
Und immer glücklich führt die Güter alle
Der kluge Gott dir aus und ein.

Und Kind gedeiht, und Mutter um den Gatten,
Und wie den Wald die goldne Wolke krönt,
So seid auch ihr um ihn, geliebte Schatten!
Ihr Seligen, an ihn gewöhnt!

O seid mit ihm! Denn Wolf' und Winde ziehen
Unruhig öfters über Land und Haus,
Doch ruht das Herz von allen Lebensmühen
Im heil'gen Angedenken aus.

Und sieh! aus Freude sagen wir von Sorgen;
Wie dunkler Wein, erfreut auch ernster Sang;
Das Fest verhallt, und Jedes gehet morgen
Auf schmaler Erde seinen Gang.

Das Ahnenbild.

Alter Vater! du blickst immer, wie ehmal's, noch,
Da du gerne gelebt unter den Sterblichen,
Aber ruhiger nur und
Wie die Seligen heiterer,

In die Wohnung, wo dich „Vater!“ das Söhnlein nennt,
Wo es lächelnd vor dir spielt und den Muthwillt lobt,
Wie die Lämmer im Feld, auf
Grünem Teppiche, den zur Lust

Ihm die Mutter gegönnt. Ferne sich haltend, sieht
Ihm die Liebende zu, wundert der Sprache schon
Und des jungen Verstandes
Und des blühenden Auges sich.

Und an andere Zeit mahnt sie der Mann, dein Sohn,
An die Lüfte des Mais, da er geseufzt um sie,
An die Bräutigamstage,
Wo der Stolze die Demuth lernt;

Doch es wandte sich bald. Sicherer, denn er war,
Ist er, herrlicher ist unter den Seinigen
Nun der Zweifachgeliebte,
Und ihm gehet sein Tagewerk.

Stiller Vater! auch du lebstest und liebtest so;
Darum wohnest du nun, als ein Unsterblicher,
Bei den Kindern, und Segen,
Wie aus Wolken des Himmels, kömmt

Defters über das Haus, ruhiger Mann, von dir,
Und es mehrt sich, es reift, edler von Jahr zu Jahr,
In bescheidenem Glücke,
Was mit Hoffnungen du gepflanzt.

Die du liebend erzogst, siehe! sie grünen dir,
Deine Bäume, wie sonst, breiten ums Haus den Arm,
Voll von dankenden Gaben;
Sicher stehen die Stämme schon.

Und am Hügel hinab, wo du den sonnigen
Boden ihnen gebaut, neigen und schwingen sich
Deine freudigen Reben,
Trunken, purpurner Trauben voll.

Aber unten im Haus ruhet, besorgt von dir,
Der gekelterte Wein; theuer ist der dem Sohn,
Und er sparet zum Fest das
Alte, lautere Feuer sich.

Dann beim nächtlichen Mahl, wenn er, in Lust und Ernst
Von Vergangenem viel, Vieles von Künftigem
Mit den Freunden gesprochen
Und der letzte Gesang noch hallt,

Hält er höher den Kelch, siehet dein Bild und spricht:
„Deiner denken wir nun, dein, und so werd' und bleib'
„Ihre Ehre des Hauses
„Guten Genien, hier und sonst!“

Und es tönen zum Dank hell die Krystalle dir,
Und die Mutter, sie reicht heute zum ersten Mal,
Daß es wisse vom Feste,
Auch dem Kinde von deinem Trank.

Der blinde Sänger.

Ἐλυσεν αἶνον ἄχος ἀπ' ὀμμάτων Ἄρης.

Sophocles.

Wo bist du, Jugendliches! das immer mich
Zur Stunde weckt des Morgens, wo bist du, Licht?
Das Herz ist wach, doch hält und hemmt in
Heiligem Zauber die Nacht mich immer.

Sonst lauscht' ich um die Dämmerung gern, sonst harret'
Ich gerne dein am Hügel, und nie umsonst!
Wie täuschten mich, du Holdes! deine
Boten, die Lüfte, denn immer kamst du,

Kamst allbeseeligend den gewohnten Pfad
Herein in deiner Schöne, wo bist du, Licht?
Das Herz ist wieder wach, doch bannt und
Hemmt die unendliche Nacht mich immer.

Mir grunten sonst die Lauben, es leuchteten
Die Blumen, wie die eigenen Augen, mir,
Nicht ferne war das Angesicht der
Lieben und leuchtete mir, und droben

Und um die Wälder sah ich die Fittige
Des Himmels fliegen, da ich ein Jüngling war;
Nun sitz' ich still allein, von einer
Stunde zur anderen, und Gestalten

Aus Lieb' und Leid der helleren Tage schafft,
Zur eignen Freude, nun mein Gedanke sich,
Und ferne lausch' ich hin, ob nicht ein
Freundlicher Retter vielleicht mir komme.

Dann hör' ich oft den Wagen des Donnerers
Am Mittag, wenn der eherne nahe kommt
Und ihm das Haus bebt, und der Boden
Unter ihm dröhnt, und der Berg es nachhallt.

Den Retter hör' ich dann in der Nacht, ich hör'
Ihn tödtend, den Befreier, belebend ihn,
Den Donnerer, vom Untergang zum
Orient eilen und ihm nach tönt ihr,

Ihr, meiner Seele Saiten! es lebt mit ihm
Mein Geist, und wie die Quelle dem Strome folgt,
Wohin er trachtet, so geleit' ich
Gerne den Sicherem auf der Irrbahn.

Wohin? wohin? ich höre dich da und dort,
Du Herrlicher! und rings um die Erde tönt's!
Wo endest du? und was, was ist es
Ueber den Wolken? und o wie wird mir!

Tag! Tag! du über stürzenden Wolken! sei
Willkommen mir! es blühet mein Auge dir.
O Jugendlicht! o Glück! das alte
Wieder! doch geistiger rinnt du nieder,

Du goldner Quell aus heiligem Kelch! und du,
Du grüner Boden! friedliche Wieg'! und du,
Haus meiner Väter! und ihr Lieben,
Die mir begegneten einst, o nahet,

O kommt, daß euer, euer die Freude sei,
Ihr alle! daß euch segne der Sehende!
O nehmt, daß ich's ertrage, mir das
Leben, das Göttliche mir vom Herzen!

Dichtermuth.

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?
Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze dich?
Drum! so wandle nur wehrlos
Fort durchs Leben und sorge nicht!

Was geschiehet, es sei alles gesegnet dir,
Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn
Dich beleidigen, Herz? was
Da begegnen, wohin du sollst?

Denn, wie still am Gestad, oder in silberner
Fernhintönender Flut, oder auf schweigenden
Wassertiefen der leichte
Schwimmer wandelt, so sind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes
Um uns athmet und wallt, freudig und Jedem hold,
Jedem trauend, wie fängen
Sonst wir Jedem den eignen Gott?

Wenn die Woge denn auch Einen der Muthigen,
Wo er treulich getraut, schmeichelnd hinunter zieht
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt:

Freudig starb er, und noch klagen die Einsamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebtesten;
Defters tönet der Jungfrau
Vom Gezweige sein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei Einer der Unsern kömmt,
Wo der Bruder ihm sank, denket er Manches wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und gehet getrösteter.

Natur und Kunst

oder

Saturn und Jupiter.

Du waltest hoch am Tag, und es blühet dein
Gesetz, du hältst die Wage, Saturnus' Sohn!
Und theilst die Loos' und ruhest froh im
Ruhm der unsterblichen Herrscherkünste.

Doch in den Abgrund, sagen die Sänger sich,
Habst du den heil'gen Vater, den eignen, einst
Bermiesen, und es jammre drunten,
Da, wo die Wilden vor dir mit Recht sind,

Schuldlos der Gott der goldenen Zeit schon längst,
Einst mühelos und größer, wie du, wenn schon
Er kein Gebot aussprach und ihn der
Sterblichen Keiner mit Namen nannte.

Herab denn! oder schäme des Danks dich nicht!
Und willst du bleiben, diene dem Älteren
Und gönn' es ihm, daß ihn vor Allen,
Göttern und Menschen, der Sänger nenne!

Denn, wie aus dem Gewölke dein Blitz, so kommt
Von ihm, was dein ist, siehe! so zeugt von ihm,
Was du gebeutst, und aus Saturnus'
Frieden ist jegliche Macht erwachsen.

Und hab' ich erst am Herzen Lebendiges
Gefühlt, und dämmert, was du gestaltetest,
Und war in ihrer Wiege mir in
Wonne die wechselnde Zeit entschlummert:

Dann kenn' ich dich, Kronion, dann hör' ich dich,
Den weisen Meister, welcher, wie wir, ein Sohn
Der Zeit, Gesetze giebt und, was die
Heilige Dämmerung birgt, verkündet.

An unsere Dichter.

Des Ganges Ufer hörten des Freudengotts
Triumph, als allerobernd vom Indus her
Der junge Bacchus kam, mit heil'gem
Weine vom Schlafe die Völker weckend.

O weckt, ihr Dichter, weckt sie vom Schlummer auch,
Die jetzt noch schlafen, gebt die Gesetze, gebt
Uns Leben, singt, Heroen! ihr nur
Habt der Eroberung Recht, wie Bacchus.

An Eduard.

Euch alten Freunde droben, unsterbliches
Gestirn! euch frag' ich, Helden! woher es ist,
Daß ich so unterthan ihm bin und
So der Gewaltige sein mich nennet?

Denn wenig kann ich bieten, nur Weniges
Kann ich verlieren, aber ein liebes Glück,
Ein einziges, zum Angedenken
Reicherer Tage zurück geblieben;

Und so er mir's geböte, dies Eine noch,
Mein Saitenspiel, ich wagt' es, wohin er wollt',
Und mit Gesange folgt' ich, selbst ins
Ende der Tapferen ihm hinunter.

„Die Wolke“ — säng' ich — „tränket mit Regen dich,
„Du Mutterboden! aber mit Blut der Mensch;
„So ruht, so fühlt die Liebe sich, die
„Droben und drunten nicht Gleiches findet.

„Wo ist am Tag ihr Zeichen? wo spricht das Herz
„Sich aus? o wann im Leben, wann ist es frei,
„Was unser Wort nicht nennt, wann wird, was
„Trauert, gebannt in die Nacht, sein Wunsch ihm? —

„Jetzt, wann die Opfer fallen, ihr Freunde! jetzt!
„Schon tritt hinzu der festliche Zug, schon blinkt
„Der Stahl, die Wolke dampft, sie fallen, und es
„Hallt in der Luft, und die Erde rühmt es!“

Wenn ich so singend fiele, dann rächtest du
Mich, mein Achill! und sprächst: „er lebte doch
„Treu bis zuletzt!“ das ernste Wort, das
Spräche mein Freund und der Todtenrichter!

Doch weilen wir in Ruhe, du Lieber, noch;
Uns birgt der Wald, es hält das Gebirge dort,
Das mütterliche, noch die beiden
Brüder in sicherem Arm gefangen.

Uns ist die Weisheit Wiegenesang; sie webt
Uns Aug' ihr heilig Dunkel; doch öfters kömmt
Aus ferne tönendem Gewölk die
Mahnende Flamme des Zeitengottes.

Es regt sein Sturmi die Schwingen dir auf; dich ruft,
Dich nimmt der mächt'ge Vater hinauf; o nimm
Mich du und trage deine leichte
Beute dem lächelnden Gott entgegen!

Der gefesselte Strom.

Was schläfst und träumst du, Jüngling! gehüllt in dich,
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger,
Und achtest nicht des Ursprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

Die Liebesboten, welche der Vater schickt,
Kennst du die lebenathmenden Lüfte nicht?
Und trifft das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir sendet? —

Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust! es quillt,
Wie da er noch im Schooße der Felsen spielt',
Ihm auf; und nun gedenkt er seiner
Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er,

Der Zauberer, er spottet der Fesseln nun
Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen
Im Borne, spielend, da und dort zum
Schallenden Ufer; und von der Stimme

Des Göttersohns erwachen die Berge rings,
Es regen sich die Wälder, es hört die Klust
Den Herold fern, und schauernd regt im
Busen der Erde sich Freude wieder.

Der neue Frühling dämmert, es blüht um ihn;
Er aber wandelt hin zu Unsterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

Sonnenuntergang.

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leyer spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Menschenbeifall.

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtetet ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortreicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz tangt,
Und es ehret der Anecht nur den Gewalttsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

Stimme des Volks.

Du seiest Gottes Stimme, so ahndet' ich
In heil'ger Jugend; ja, und ich sag' es noch. —
Um meine Weisheit unbekümmert
Rauschen die Wasser doch auch, und dennoch

Hör' ich sie gern, und öfters bewegen sie
Und stärken mir das Herz, die gewaltigen;
Und meine Bahn nicht, aber richtig
Wandeln ins Meer sie die Bahn hinunter.

Die scheinheiligen Dichter.

Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht!
Ihr habt Verstand, ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott;
Todt ist die Erde, wer mag ihr danken?

Getrost, ihr Götter! zieret ihr doch das Lied,
Wenn schon aus euren Namen die Seele schwand,
Und ist ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur! so gedenkt man deiner.

Die Lannischen.

Hör' ich ferne nur her, wenn ich für mich geklagt,
Saitenspiel und Gesang, schweigt mir das Herz doch gleich;
Bald auch bin ich verwandelt,
Blinkst du, purpurner Wein! mich an

Unter Schatten des Walds, wo die gewaltige
Mittagssonne mir sanft über dem Laube glänzt;
Ruhig sitz' ich daselbst, wenn,
Zürnend schwerer Beleidigung,

Ich im Felde geirrt — zürnen zu gerne doch
Deine Dichter, Natur! trauern und weinen leicht,
Die beglückten; wie Kinder,
Die zu zärtlich die Mutter hält,

Sind sie mürrisch und voll herrischen Eigensinns;
Wandeln still sie des Wegs, irret Geringes doch
Bald sie wieder; sie reißen
Aus dem Gleise sich sträubend dir.

Doch du rührest sie kaum, Liebende! freundlich an,
Sind sie friedlich und fromm; fröhlich gehorchen sie!
Du lenkst, Meisterin! sie mit
Weichem Zügel, wohin du willst.

Der Zeitgeist.

Zu lang schon waltest über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Ach! wie ein Knabe seh' ich zu Boden oft,
Such' in der Höhle Rettung vor dir und möcht',
Ich Blöder, eine Stelle finden,
Messerschütttrer! wo du nicht wärest.

Laß endlich, Vater! offenen Augs mich dir
Begegnen! hast denn du nicht zuerst den Geist
Mit deinem Strahl aus mir geweckt? mich
Herrlich ans Leben gebracht, o Vater?

Wohl keimt aus jungen Neben uns heil'ge Kraft;
In milder Luft begegnet den Sterblichen,
Und wenn sie still im Haine wandeln,
Heiternd ein Gott; doch allmächt'ger weckst du

Die reine Seele Jünglingen auf und lehrst
Die Alten weise Künste; der Schlimme nur
Wird schlimmer, daß er bald er ende,
Wenn du, Erschütterer! ihn ergreifst.

Der Tod fürs Vaterland.

Du kommst, o Schlacht! schon wogen die Jünglinge
Hinab von ihren Hügeln, hinab ins Thal,
Wo feck herauf die Bürger dringen,
Sicher der Kunst und des Arms, doch sicherer

Könnt über sie die Seele der Jünglinge;
Denn die Gerechten schlagen wie Zauberer,
Und ihre Vaterlandsgesänge
Lähmen die Kniee den Ehrelosen.

O nehmt mich, nehmt mich mit in die Reihen auf,
Damit ich einst nicht sterbe gemeinen Todes!
Umsonst zu sterben, lieb' ich nicht; doch
Lieb' ich, zu fallen am Opferhügel

Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut
Fürs Vaterland — und bald ist's geschehn! Zu euch,
Ihr Theuern! komm' ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ist's hier unten.

Und Siegesboten kommen herab: Die Schlacht
Ist unser! Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Todten! Dir ist,
Liebes! nicht Einer zu viel gefallen.

Gesang des Deutschen.

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!
Alldulndend gleich der schweigenden Mutter Erd'
Und allverkannt, wenn schon aus deiner
Tiefe die Fremden ihr Bestes haben.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie
Dich, ungestalte Rebe, daß du
Schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen, ernsteren Genius!
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer
Blöde die eigene Seele leugnest.

Doch magst du manche Schöne nicht bergen mir,
Oft stand ich, überschauend das sanfte Grün
Im weiten Garten, hoch in deinen
Lüften auf hohem Gebirg und sah dich.

An deinen Strömen ging ich und dachte dich,
Indeß die Töne schüchtern die Nachtigall
Im Dunkel sang und still und klar auf
Dämmerndem Grunde die Sonne weilte.

Und an den Ufern sah ich die Städte blühen,
Die edeln, wo der Fleiß in der Werkstatt schweigt,
Die Wissenschaft, wo deine Sonne
Milde dem Künstler zum Ernste leuchtet.

Kennst du Minervens Volk? es erwählte
Den Delbaum sich zum Lieblinge, kennst du dies?
Noch lebt's! noch waltet der Athener
Seele, die sinnende, still bei Menschen,

Wenn Platon's frommer Garten auch schon nicht mehr
Am stillen Strome grünt und ein dürst'ger Mann
Die Heldenasche pflügt und scheu der
Vogel der Nacht auf der Säule trauert.

O heil'ger Wald! o Attika! traf der Gott
Mit furchtbar sichrem Strahle so bald auch dich,
Und eilten sie, die dich belebt, die
Flammen, entbunden zum Aether über?

Doch wie der Frühling wandelt der Genius
Von Land zu Land. Und wie? ist denn Einer noch
Von unsern Jünglingen, der nicht ein
Ahnden, ein Räthsel der Brust verschwiege?

Den deutschen Frauen danket! sie haben euch
Der Götterbilder freundlichen Geist bewahrt;
Und sühnet täglich nicht der holde
Friede das böse Gewirre wieder?

Und wo sind Dichter, denen der Gott es gab,
Wie unsern Alten, freundlich und fromm zu sein?
Wo Weise, wie die unsern sind, die
Kalten und kühnen, die unbestechbarn?

Gegrüßt in deiner Schöne, mein Vaterland,
Mit neuem Namen, reifste Frucht der Zeit,
Du letzte und du erste aller
Musen, Urania, sei gegrüßt mir!

Noch säumst und schweigst du, sinnest ein freudig Werk,
Das von dir zeuge, sinnest ein neu Gebild,
Das einzig, wie du selber, das aus
Liebe geboren und gut, wie du, sei.

Wo ist dein Delos, wo dein Olympia,
Daß wir uns alle finden am höchsten Fest?
Doch wie erräth dein Sohn, was du den
Deinen, Unsterbliche, längst bereitest?

Sieh! freundlich zögernd scheidet vom Auge dir
Das Jahr, und in hesperischer Milde glänzt
Der Winterhimmel über deinen
Gärten, den dichtrischen, immergrünen.

Noch da ich deines Festes gedacht' und sann,
Was ich ihm dankend reichte, da winkten noch
Am Pfade Blumen, daß sie dir zur
Blühenden Krone, du Edle, würden.

Doch Andres heut dir, Größeres, hohen Geist
Die festlichere Zeit, denn es hallt hinab
Am Berge das Gewitter, sieh! und
Klar, wie die ruhigen Sterne, gehen

Aus langem Zweifel reine Gestalten auf,
So dünkt es mir, und einsam, o Fürstin, ist
Das Herz der Freigebornen wohl nicht
Länger im eigenen Glück, denn würdig

Gesellt im Lorbeer ihm der Heroe sich,
Der schöngereifte, ganze, die Weisen auch,
Die heil'gen sind es werth, sie blicken
Still aus der Höhe des Lebens alle. —

Des Morgens.

Vom Thau glänzt der Rasen, beweglicher
 Eilt schon die wache Quelle; die Birke neigt
 Ihr schwankes Haupt, und im Geblättern
 Rauscht es und schimmert; und um die grauen

Gewölke streifen röthliche Flammen dort,
 Verkündende, sie wallen geräuschlos auf;
 Wie Fluthen am Gestade, wogen
 Höher und höher die wandelbaren.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht so schnell,
 Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
 Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
 Auge, du Freudiger! zu, so lang du

Zu deiner Schöne jugendlich blickst und noch
 Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist;
 Du möchtest immer eilen, könnt' ich,
 Göttlicher Wandrer, mit dir! — doch lächelst

Des frohen Uebermüthigen du, daß er
 Dir gleichen möchte; segne mir lieber denn
 Mein sterblich Thun und heitre wieder,
 Gütiger! heute den stillen Pfad mir!

Abendphantasie.

Vor seiner Hütte ruhigem Schatten sitzt
Der Pflüger, dem Genügsamen raucht sein Herd.
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren jetzt die Schiffer zum Hafen auch,
In fernen Städten fröhlich verrauscht des Markts
Geschäft'ger Lärm; in stiller Laube
Glänzt das gesellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh' und Ruh'
Ist alles freudig; warum schläft denn
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;
Unzählig blühen die Rosen, und ruhig scheint
Die goldne Welt! o dorthin nehmt mich,
Purpurne Wolken! und möge droben

In Lust und Licht zerrinnen mir Lieb und Leid! —
Doch, wie verscheucht von thörichter Bitte, flieht
Der Zauber! dunkel wird's, und einsam
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt
Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühst du ja,
Du ruhelose, träumerische!
Friedlich und heiter ist dann das Alter.

An die Hoffnung.

O Hoffnung! holde! gütig geschäftige!
Die du das Haus der Trauernden nicht verschmähtst
Und, gerne dienend, Edle, zwischen
Sterblichen waltest und Himmelsmächten,

Wo bist du? wenig lebt' ich; doch athmet kalt
Mein Abend schon, und stille, den Schatten gleich,
Bin ich schon hier; und schon gesanglos
Schlummert das schauernde Herz im Busen.

Im grünen Thale, dort, wo der frische Quell
Vom Berge täglich rauscht und die liebliche
Zeitlose mir am Herbstlicht aufblüht,
Dort in der Stille, du Holde, will ich

Dich suchen, oder wenn in der Mitternacht
Das unsichtbare Leben im Haine wallt,
Und über mir die immerfrohen
Blumen, die sicheren Sterne, glänzen.

O du, des Aethers Tochter! erscheine dann
Aus deines Vaters Gärten, und darfst du nicht
Mir sterblich Glück verheißten, schreck', o
Schrecke mit anderem nur das Herz mir.

Der Winter.

Jetzt komm und hülle, zaubrischer Phantast,
Den zarten Sinn der Frauen in Wolken ein,
In goldne Träum' und schütze sie, die
Blühende Ruhe der Immerguten.

Dem Manne laß sein Sinnen und sein Geschäft
Und seiner Kerze Schein und den künft'gen Tag
Gefallen, laß des Unmuths ihm, der
Häßlichen Sorge zu viel nicht werden,

Wenn jetzt der immerzürnende Boreas,
Mein Erbfeind, über Nacht mit dem Frost das Land
Besällt und spät, zur Schlummerstunde,
Spottend der Menschen, sein schrecklich Lied singt

Und unsrer Städte Mauern und unsern Zaun,
Den fleißig wir gesetzt, und den stillen Hain
Zerreißt und selber im Gesang die
Seele mir störet, der Allverderber,

Und rastlos tobend über den sanften Strom
Sein schwarz Gewölk ausschüttet, daß weit umher
Das Thal gährt und, wie fallend Laub, vom
Verstenden Hügel herab der Fels fällt.

Wohl frommer ist, denn andre Lebendige,
Der Mensch; doch zürnt es draußen, gehört er auch
Sich eigener an und sinnt und ruht in
Sicherer Hütte, der Freigeborne.

Und immer wohnt der freundlichen Genien
Noch einer gerne segnend mit ihm, und wenn
Sie zürnten all', die ungelehr'gen
Geniuskräfte, doch liebt die Liebe.

Der gute Glaube.

Schönes Leben! Du liegst krank, und das Herz ist mir
Müd vom Weinen, und schon dämmert die Furcht in mir;
Doch, doch kann ich nicht glauben,
Daß du sterbest, so lang du liebst.

Ihre Genesung.

Deine Freundin, Natur! leidet und schläft, und du
Allbelebende säumst? ach, und ihr heilt sie nicht,
Mächt'ge Lüfte des Aethers,
Nicht, ihr Quellen des Sonnenlichts?

Alle Blumen der Erd', alle die fröhlichen
Schönen Früchte des Hains, heitern sie alle nicht
Dieses Leben, ihr Götter,
Das ihr selber in Lieb' erzogt?

Ach! schon athmet und tönt heilige Lebenslust
Ihr im reizenden Wort wieder, wie sonst, und schon
Glänzt das Auge des Liebings
Freundlich offen, Natur! dich an.

Abbitte.

Heilig Wesen! gestört hab' ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren,
Tiefen Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.

O vergiß es, vergieb! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh' ich dahin, und du
Ruhst und glänzest in deiner
Schöne wieder, du süßes Licht!

Ehmals und Jetzt.

In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jetzt, da ich älter bin,
Beginn' ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende.

Am Abend.

Geh unter, schöne Sonne, sie achteten
Nur wenig dein, sie kannten dich, heil'ge, nicht,
Denn mühelos und stille bist du
Ueber den Mühsamen aufgegangen.

Mir gehst du freundlich unter und auf, o Licht,
Und wohl erkennt mein Auge dich, herrliches!
Denn göttlich stille ehren lernt' ich,
Da Diotima den Sinn mir heilte.

O du des Himmels Botin, wie lauscht' ich dir,
Dir, Diotima! Liebe, wie sah von dir
Zum goldnen Tage dieses Auge
Staunend und dankend empor. Da rauschten

Lebendiger die Quellen, es athmeten
Der dunkeln Erde Blüthen mich liebend an,
Und lächelnd über Silberwolken
Neigte sich segnend herab der Aether.

An die Deutschen.

Spottet ja nicht des Kinds, wenn es mit Peitsch' und Sporn
Auf dem Kofse von Holz muthig und groß sich dünkt;
Denn, ihr Deutschen, auch ihr seid
Thatenarm und gedankenvoll.

Oder kömmt, wie der Strahl aus dem Gewölke kömmt,
Aus Gedanken die That? Leben die Bücher bald?
O ihr Lieben! so nehmt mich,
Daß ich blüße die Läst'ung!

An die jungen Dichter.

Lieben Brüder, es reift unsere Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Haßt den Rausch wie den Frost! lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rath!

Die Kürze.

„Warum bist du so kurz? liebst du wie vormals denn
„Nun nicht mehr den Gesang? fandst du als Jüngling doch
„In den Tagen der Hoffnung,
„Wenn du sangest, das Ende nie!“

Wie mein Glück ist mein Lied. — Willst du im Abendroth
Froh dich baden? Hinweg ist's, und die Erd' ist kalt,
Und der Vogel der Nacht schwirrt
Unbequem vor das Auge dir.

Sokrates und Alcibiades.

„Warum huldigst du, heiliger Sokrates,
„Diesem Jünglinge stets? kennest du Größres nicht?
„Warum siehst mit Liebe,
„Wie auf Götter, dein Aug' auf ihn?“

Wer das Tiefste gedacht, liebt das Lebendigste,
Hohe Tugend versteht, wer in die Welt geblickt,
Und es neigen die Weisen
Oft am Ende zum Schönen sich.

Die Götter.

Du stiller Aether! immer bewahrst du schön
Die Seele mir im Schmerz, und es adelt sich
Zur Tapferkeit vor deinen Strahlen,
Helios! oft die empörte Brust mir.

Ihr guten Götter! arm ist, wer euch nicht kennt,
Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie,
Und Nacht ist ihm die Welt, und keine
Freude gedeihet und kein Gesang ihm.

Nur ihr, mit eurer ewigen Jugend, nährt
In Herzen, die euch lieben, den Kindersinn
Und laßt in Sorgen und in Irren
Nimmer den Genius sich vertrauern.

Empedokles.

Das Leben suchst du, suchst, und es quillt und glänzt
Ein göttlich Feuer tief aus der Erde dir,
Und du in schauerndem Verlangen
Wirfst dich hinab in des Aetna Flammen.

So schmelzt' im Weine Perlen der Uebermuth
Der Königin; und mochte sie! Hättest du
Nur deinen Reichthum nicht, o Dichter,
Hin in den gährenden Kelch geopfert!

Doch heilig bist du mir, wie der Erde Macht,
Die dich hinwegnahm, kühner Getödteter!
Und folgen möcht' ich in die Tiefe,
Hielte die Liebe mich nicht, dem Helden.

Der Neckar.

Zu deinen Thälern wachte mein Herz mir auf
Zum Leben, deine Wellen umspielten mich,
Und all' der holden Hügel, die dich,
Wanderer! kennen, ist keiner fremd mir.

Auf ihren Gipfeln löste des Himmels Luft
Mir oft der Knechtschaft Schmerzen; und aus dem Thal,
Wie Leben aus dem Freudebecher,
Glänzte die bläuliche Silberwelle.

Der Berge Quellen eilten hinab zu dir,
Mit ihnen auch mein Herz, und du nahmst uns mit
Zum still erhabnen Rhein, zu seinen
Städten hinunter und lust'gen Inseln. —

Noch blinkt die Welt mir schön, und das Aug' entflieht,
Verlangend nach den Reizen der Erde, mir
Zum goldenen Pactol, zu Smyrna's
Ufer, zu Ilions Wald. Auch möcht' ich

Bei Sunium oft landen, den stummen Pfad
Nach deinen Säulen fragen, Olympion!
Noch eh' der Sturmwind und das Alter
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Gottesbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist. Und o ihr schönen
Inseln Joniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt;
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum
Von Harze träuft, und Pauk' und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch,
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

Heidelberg.

Lange lieb' ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah.

Wie der Vogel des Walds über die Gipfel fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbei dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.

Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber einst
Auf die Brücke mich an, da ich vorüber ging
Und herein in die Berge
Mir die reizende Ferne schien,

Und der Jüngling, der Strom, fort in die Ebne zog,
Traurig froh, wie das Herz, wenn es, sich selbst zu schön,
Liebend unterzugehen,
In die Fluten der Zeit sich wirft.

Quellen hattest du ihm, hattest dem Flüchtigen
Kühle Schatten geschenkt, und die Gestade sahn
All' ihm nach, und es hegte
Aus den Wellen ihr lieblich Bild.

Aber schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg, nieder bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goß

Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesensbild, und umher grünte lebendiger
Ephen; freundliche Wälder
Krauschten über die Burg herab.

Esträuche blühten herab, bis wo im heiteru Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Der Main.

Variation des obigen: Der Neckar.

Wohl manches Land der lebenden Erde möcht'
Ich sehn, und öfters über die Berg' enteilt
Das Herz mir, und die Wünsche wandern
Ueber das Meer, zu den Ufern, die mir

Vor andern, so ich kenne, gepriesen sind;
Doch lieb ist in der Ferne nicht eines mir,
Wie jenes, wo die Göttersöhne
Schlafen, das trauernde Land der Griechen.

Ach! einmal dort an Suniums Küste möcht'
Ich landen, deine Säulen, Olympion!
Erfragen, dort, noch eh' der Nordsturm
Hin in den Schutt der Athenertempel

Und ihrer Götterbilder auch dich begräbt;
Denn lang schon einsam stehst du, o Stolz der Welt,
Die nicht mehr ist! — und o ihr schönen
Inseln Joniens, wo die Küste,

Vom Meere kühl, an warme Gestade wehn,
Wenn unter kräft'ger Sonne die Traube reift,
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gefänge die Seufzer wandelt,

Wenn die Betrübten jetzt ihr Limonenwald
Und ihr Granatbaum, purpurner Aepfel voll,
Und süßer Wein und Pauk' und Zithar
Zum labyrinthischen Tanze ladet. —

Zu euch vielleicht, ihr Inseln! geräth noch einst
Ein heimathloser Sänger; denn wandern muß
Von Fremden er zu Fremden, und die
Erde, die freie, sie muß ja leider

Statt Vaterlands ihm dienen, so lang er lebt,
Und wenn er stirbt — doch nimmer vergess' ich dich,
So fern ich wandre, schöner Main! und
Deine Gestade, die vielbeglückten.

Gastfreundlich nahmst du, Stolzer! bei dir mich auf
Und heiterst das Auge dem Fremdlinge,
Und still hingleitende Gesänge
Lehrtest du mich und geräuschlos Leben.

O, ruhig mit den Sternen, du Glücklicher!
Wallst du von deinem Morgen zum Abend fort
Dem Bruder zu, dem Rhein; und dann mit
Ihm in den Ocean freudig nieder!

Ermunterung.

Echo des Himmels, heiliges Herz! warum,
Warum verstummst du unter den Lebenden,
Schläfst, freies! von den Götterlosen
Ewig hinab in die Nacht verwiesen?

Wacht denn, wie vormals, nimmer des Aethers Licht?
Und blüht die alte Mutter, die Erde, nicht?
Und übt der Geist nicht da und dort, nicht
Lächelnd die Liebe das Recht noch immer?

Nur du nicht mehr! doch mahnen die Himmlischen,
Und stillebildend weht, wie ein fahl Gefild,
Der Athem der Natur dich an, der
Alleserheiternde, seelenvolle.

O Hoffnung! bald, bald singen die Haine nicht
Des Lebens Lob allein, denn es ist die Zeit,
Daß aus der Menschen Munde sie, die
Schönere Seele, sich neu verkündet,

Dann liebender im Bunde mit Sterblichen
Das Element sich bildet, und dann erst reich,
Bei frommer Kinder Dank, der Erde
Brust, die unendliche, sich entfaltet,

Und unsre Tage wieder, wie Blumen, sind,
Wo sie, des Himmels Sonne, sich ausgetheilt
Im stillen Wechsel sieht und wieder
Froh in den frohen das Licht sich findet,

Und er, der sprachlos waltet und unbekannt
Zukünftiges bereitet, der Gott, der Geist
Im Menschenwort, am schönen Tage
Kommenden Jahren, wie einst, sich ausspricht.

Die Heimath.

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
So käm' auch ich zur Heimath, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid, geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch, traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimath

Behrte sichere Grenzen, der Mutter Haus
Und liebender Geschwister Umarmungen
Begrüß' ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr treu gebliebenen! aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,
Dies singt kein Wiegensang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter, schenken heiliges Leid uns auch.
Drum bleibe dies. Ein Sohn der Erde
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Die Liebe.

Wenn ihr Freunde vergeßt, wenn ihr die Tuern all',
O ihr Dankbaren, sie, euere Dichter schmächt,
Gott vergeb' es, doch ehret
Nur die Seele der Liebenden.

Denn, o saget, wo lebt menschliches Leben sonst,
Da die knechtische jetzt alles, die Sorge, zwingt?
Darum wandelt der Gott auch
Sorglos über dem Haupt uns längst.

Doch, wie immer das Jahr kalt und gesanglos ist,
Zur beschiedenen Zeit aber aus weißem Feld
Grüne Halme doch sprossen,
Oft ein einsamer Vogel singt,

Wenn sich mählig der Wald dehnet, der Strom sich regt,
Schon die mildere Luft leise von Mittag weht
Zur erlesenen Stunde:
So, ein Zeichen der schönern Zeit,

Die wir glauben, erwächst einzig genügsam nah,
Einzig edel und fromm über dem ehernen,
Wilden Boden die Liebe,
Gottes Tochter, von ihm allein.

Sei gesegnet, o sei, himmlische Pflanze, mir
Mit Gesange gepflegt, wenn des ätherischen
Nektars Kräfte dich nähren,
Und der schöpfrische Strahl dich reift.

Wach! und werde zum Wald! eine beseeltere,
Voll entblühende Welt! Sprache der Liebenden
Sei die Sprache des Landes,
Ihre Seele der Laut des Volks!

Lebenslauf.

Größres wolltest auch du, aber die Liebe zwingt
All' uns nieder, das Leid beuget gewaltiger,
Und es kehret umsonst nicht
Unser Bogen, woher er kommt.

Aufwärts oder hinab! wehet in heil'ger Nacht,
Wo die stumme Natur werdende Tage sinnt,
Weht im nüchternen Orkus
Nicht ein liebender Athem auch?

Dies erfuhr ich. Denn nie, sterblichen Meistern gleich,
Habt ihr Himmlischen, ihr Alleserhaltenden,
Daß ich wüßte, mit Vorsicht
Mich des ebenen Pfads geführt.

Alles prüfe der Mensch, sagen die Himmlischen,
Daß er, kräftig genährt, danken für Alles lern'
Und verstehe die Freiheit,
Aufzubrechen, wohin er will.

Der Abschied.

Trennen wollten wir uns; wähten es gut und klug;
Da wir's thaten, warum schreckte, wie Mord, die That?
Ach! wir kennen uns wenig,
Denn es waltet ein Gott in uns.

Den verrathen? ach, ihn, welcher uns Alles erst,
Sinn und Leben erschuf, ihn, den beseelenden
Schutzgott unserer Liebe,
Dies, dies Eine vermag ich nicht.

Aber anderen Fehl denket der Menschen Sinn,
Andern ehernen Dienst löbt er und anders Recht,
Und es fordert die Seele
Tag für Tag der Gebrauch uns ab.

Wohl! ich wußt' es zuvor. Seit der gewurzelte
Allentzwehende Haß Götter und Menschen trennt,
Muß, mit Blut sie zu sühnen,
Muß der Liebenden Herz vergehn.

Laß mich schweigen! o laß nimmer von nun an mich
Dieses Tödtliche sehn, daß ich im Frieden doch
Hin ins Einsame ziehe,
Und noch unser der Abschied sei!

Reich' die Schale mir selbst, daß ich des rettenden
Heil'gen Giftes genug, daß ich des Lethetranks
Mit dir trinke, daß Alles,
Haß und Liebe vergessen sei!

Hingehn will ich. Vielleicht seh' ich in langer Zeit,
Diotima! dich hier. Aber verblutet ist
Dann das Wünschen, und friedlich,
Gleich den Seligen, fremd sind wir.

Und ein ruhig Gespräch führet uns auf und ab,
Sinnend, zögernd, doch icht faßt die Vergessenen
Hier die Stelle des Abschieds,
Es erwarmet ein Herz in uns,

Staunend seh' ich dich an, Stimmen und süßen Sang,
Wie aus voriger Zeit, hör' ich und Saitenspiel,
Und befreiet in Flammen,
Fliegt in Lüfte der Geist uns auf.

Diotima.

Du schweigst und duldest, denn sie verstehn dich nicht.
Du edles Leben! siehest zur Erd' und schweigst
Am schönen Tag, denn, ach! umsonst nur
Suchst du die Deinen im Sonnenlichte,

Die Königlichen, welche wie Brüder doch,
Wie eines Hains gefellige Gipfel sonst
Der Lieb' und Heimath sich und ihres
Immer umfangenden Himmels freuten,

Des Ursprungs noch in tönender Brust gedenk;
Die Dankbarn, sie, sie mein' ich, die einzig treu
Bis in den Tartarus die Freude
Brachten, die Freien, die Göttermenschen,

Die zärtlich großen Seelen, die nimmer sind;
Denn sie beweint, so lange das Trauerjahr
Schon dauert, von den vor'gen Sternen
Täglich gemahnet, das Herz noch immer,

Und diese Todtenklage, sie ruht nicht aus!
Die Zeit doch heilt. Die Himmlischen sind jetzt stark,
Sind schnell. Nimmt denn nicht schon ihr altes
Freudiges Recht die Natur sich wieder?

Sieh! eh noch unser Hügel, o Liebe, sinkt,
Geschieht's, und ja! noch siehet mein sterblich Lied
Den Tag, der, Diotima! nächst den
Göttern mit Helden dich nennt und dir gleicht.

Rückkehr in die Heimath.

Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom,
Ihr wogenden Gebirg', o all' ihr
Sonnigen Gipfel, so seid ihr's wieder!

Du stiller Ort, in Träumen erschienst du fern
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnennden!
Und du, mein Haus, und ihr, Gespielen,
Bäume des Hügel's, ihr wohlbekanntnen!

Wie lang ist's, o wie lange! des Kindes Ruh'
Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb' und Glück,
Doch du, mein Vaterland, du heilig=
Duldendes, siehe, du bist geliebet!

Und darum, daß sie dulden mit dir, mit dir
Sich freu'n, erziehst du, theures! die Deinen auch
Und mahnst in Träumen, wenn sie ferne
Schweifen und irren, die Ungetreuen.

Und wenn im heißen Busen dem Jünglinge
Die eigenmächt'gen Wünsche besänftiget
Und stille vor dem Schicksal sind, dann
Gibt der Geläuterte dir sich lieber.

Lebt wohl denn, Jugendtage, du Rosenpfad
Der Lieb', und all' ihr Pfade des Wanderers,
Lebt wohl! und nimm und segne du mein
Leben, o Himmel der Heimath, wieder!

An die Parzen.

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und Einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch, ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Unter den Alpen gesungen.

Heilige Unschuld, du der Menschen und der
Götter liebste Vertraueste! du magst im
Hause oder draußen ihnen zu Füßen
Sitzen, den Alten,

Immerzufriedner Weisheit voll; denn manches
Gute kennet der Mann, doch staunet er, dem
Wild gleich, oft zum Himmel, aber wie rein ist,
Keine, dir Alles!

Siehe! das rauhe Thier des Feldes, gerne
Dient und trauet es dir, der stumme Wald spricht,
Wie vor Alters, seine Sprüche zu dir, es
Lehren die Berge

Heil'ge Gesetze dich, und was noch jetzt uns
Vielerfahrenen offenbar der große
Vater werden heißt, du darfst es allein uns
Helle verkünden.

So mit den Himmlischen allein zu sein und,
Geht vorüber das Licht und Strom und Wind, und
Zeit, eilt sie zum Ort, vor ihnen ein stetes
Auge zu haben:

Seliger weiß und wünsch' ich nichts, so lange
Nicht auch mich, wie die Winde, fort die Fluth nimmt,
Daß wohl aufgehoben, schlafend dahin ich
Muß in den Wogen;

Aber es bleibt daheim gern, wer in treuem
Busen Göttliches hält, und frei will ich, so
Lang ich darf, euch all', ihr Sprachen des Himmels!
Deuten und singen.

Der Mensch.

Fragment.

Raum sproßten aus den Wassern, o Erde, dir
Der alten Berge Gipfel; und dufteten,
Voll junger Wälder, durch die Mailuft,
Ueber den Ocean hin, lustathmend,

Die ersten grünen Inseln; und freudig sah
Des Sonnengottes Auge die Erstlinge,
Die Bäum' und Blumen, seiner Jugend
Lächelnde Kinder, aus dir geboren:

Da auf der Inseln schönster,
.
Lag unter Trauben einft, nach lauer
Nacht, in der dämmernden Morgenstunde,

Geboren dir, o Erde, dein schönstes Kind;
Und auf zum Vater Helios sieht bekannt
Der Knab' und weilt und wählt, die süßen
Beeren versuchend, die heil'ge Rebe

Zur Amme sich. Und bald ist er groß; ihn scheun
Die Thiere, denn ein Anderer ist, wie sie,
Der Mensch; nicht dir und nicht dem Vater
Gleicht er, denn kühn ist in ihm und einzig

Des Vaters hohe Seele mit deiner Lust,
O Erd', und deiner Trauer von je vereint,
Der ewigen Natur, der Götter=
Mutter, der furchtbaren, möcht' er gleichen.

Ach! darum treibt ihn, Erde! vom Herzen dir
Sein Uebermuth, und deine Geschenke sind
Umsonst, die zärtlichen; zu hoch schlägt
Immer und immer der stolze Busen.

Von seines Ufers duftender Wiese muß
Ins blüthenlose Wasser hinaus der Mensch,
Und glänzt' auch, wie die Sternennacht, von
Goldenen Früchten sein Hain, doch gräbt er

Sich Höhlen in den Bergen und späht im Schacht,
Von seines Vaters heiligem Strahle fern,
Dem Sonnengott auch ungetreu, der
Knechte nicht liebt und der Sorgen spottet.

Ach! freier athmen Vögel des Walds, wenn schon
Des Menschen Brust sich wilder und stolzer hebt,
Sein Trotz wird Angst, und seines Friedens
Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.

Abschiedsworte.

An Diotima.

Wenn ich sterbe mit Schmach, wenn an den Frechen nicht
Meine Seele sich rächt, wenn ich hinunter bin,
Von des Genius Feinden
Ueberwunden, ins feige Grab,

Dann vergiß mich, o dann rette vom Untergang
Meinen Namen auch du, gütiges Herz, nicht mehr,
Dann erröthe, die du mir
Hold gewesen, doch eher nicht.

Aber ahnd' ich es nicht? Wehe, von dir, von dir,
Schutzgeist! ferne von dir spielen zerreißen bald
Alle Geister des Todes
Auf den Saiten des Herzens mir.

O so bleiche dich denn, Locke der muthigen
Jugend! heute noch du lieber, als morgen, mir.

.
.

Nachruf.

Wohl geh' ich täglich andere Pfade, bald
Zus Grün im Walde, bald zu der Quelle Bad,
Zum Felsen, wo die Rosen blühen,
Blicke vom Hügel ins Land, doch nirgend,

Du Holde, nirgend find' ich im Lichte dich,
Und in die Lüfte schwinden die Worte mir,
Die frommen, die bei dir ich ehemals

.

Ja, ferne bist du, seliges Angesicht!
Und deines Lebens Wohl laut verhallt vor mir,
Nicht mehr belauscht, und ach! wo seid ihr,
Zauber gesänge, die einst das Herz mir

Besänftiget mit Ruhe der Himmlischen?
Wie lang' ist's! o wie lange! der Jüngling ist
Gealtert, selbst die Erde, die mir
Damals gelächelt, ist anders worden.

O lebe wohl! es scheidet und kehrt zu dir
Die Seele jeden Tag, und es weint um dich
Das Auge, daß es heller wieder
Dort, wo du säumest, hinüberblicke.



Emilie

vor ihrem Brauttag.

Emilie an Alara.

Ich bin im Walde mit dem Vater draus
Gewesen diesen Abend, auf dem Pfade,
Du kennest ihn, vom vor'gen Frühlinge.
Es blühten wilde Rosen nebenan,
Und von der Felswand überschattet' uns
Der Eichenblüthe sonnenhelles Grün;
Und oben durch der Buchen Dunkel quillt
Das klare flüchtige Gewässer nieder.
Wie oft, du Liebe! stand ich dort und sah
Ihm nach aus seiner Bäume Dämmerung
Hinunter in die Ferne, wo zum Bach
Es wird, zum Strome, sehnte mich mit ihm
Hinaus — wer weiß wohin?

Das hast du oft
Mir vorgeworfen, daß ich immerhin
Abwesend bin mit meinem Sinne, hast
Mir's oft gesagt, ich habe bei den Menschen
Ein friedlich Bleiben nicht, verschwende
Die Seele an die Lüfte, lieblos sei
Ich öfters bei den Meinen. Gott! ich lieblos?

Wohl mag es freudig sein und schön, zu bleiben,
Zu ruhn in einer lieben Gegenwart,

Wenn eine große Seele, die wir kennen,
 Vertraulich nahe waltet über uns,
 Sich um uns schließt, daß wir, die Heimathlosen,
 Doch wissen, wo wir wohnen.

Gute! Treue!

Doch hast du recht. Bist du denn nicht mir eigen?
 Und hab' ich ihn, den theuern Vater, nicht,
 Den Heiligjugendlichen, Vielerfahrenen,
 Der, wie ein stiller Gott auf dunkler Wolke,
 Verborgnen wirkend über seiner Welt
 Mit freiem Auge ruht? und wenn er schon
 Ein Höher's weiß, und ich des Mannes Geist
 Nur ahnen kann, doch ehrt er liebend mich
 Und nennt mich seine Freude, ja! und oft
 Giebt eine neue Seele mir sein Wort.

Dann möcht' ich wohl den Segen, den er gab,
 Mit Einem, das ich liebte, gerne theilen.
 Und bin allein — ach! ehemals war ich's nicht!

Mein Eduard! mein Bruder! denkst du sein,
 Und denkst du noch der frommen Abende,
 Wenn wir im Garten oft zusammensaßen
 Nach schönem Sommertage, wenn die Luft
 Um unsre Stille freundlich athmete
 Und über uns des Aethers Blumen glänzten?
 Wenn von den Alten er, den Hohen, uns
 Erzählte, wie in Freude sie und Freiheit
 Aufstrebten, seine Meister? Tönender
 Hub dann aus seiner Brust die Stimme sich,
 Und zürnend war und liebend oft voll Thränen

Das Auge meinem Stolzen; ach! den letzten
 Der Abende, wie nun, da Großes ihm
 Bevorstand, ruhiger der Jüngling war,
 Noch mit Gefängen, die wir gerne hörten,
 Und mit der Zither uns, die Trauernden,
 Vergnügt!

Ich seh' ihn immer, wie er ging.
 Nie war er schöner, kühn, die Seele glänzt'
 Ihm auf der Stirne, dann voll Andacht trat
 Er vor den alten Vater. „Kann ich Glück
 „Von dir empfangen!“ sprach er, „heil'ger Mann!
 „So wünsche lieber mir das größte, denn
 „Ein andres!“ und betroffen schien der Vater.
 „Wenn's sein soll, wünsch' ich dir's,“ antwortet' er.
 Ich stand beiseit, und wehemüthig sah
 Der Scheidende mich an und rief mich laut,
 Mir hebt' es durch die Glieder, und er hielt
 Mich zärtlich fest, in seinen Armen stärkte
 Der Starke mir das Herz, und da ich auffah
 Nach meinem Lieben, war er fortgeeilt.

„Ein edel Volk ist hier auf Korsika,“
 Schrieb freudig er im letzten Briefe mir,
 „Wie wenn ein zahmer Hirsch zum Walde kehrt
 „Und seine Brüder trifft, so bin ich hier,
 „Und mir bewegt im Männerkriege sich
 „Die Brust, daß ich von allem Weh genesse.

„Wie lebst du, theure Seele! und der Vater?
 „Hier unter frohem Himmel, wo zu schnell
 „Die Frühlinge nicht altern, und der Herbst

„Aus lauer Luft die goldnen Früchte streut —
„Auf dieser guten Insel werden wir
„Uns wiedersehen; dies ist meine Hoffnung.

„Ich lobe mir den Feldherrn. Oft im Traum
„Hab' ich ihn fast gesehen, wie er ist,
„Mein Paoli, noch eh' er freundlich mich
„Empfing und zärtlich vorzog, wie der Vater
„Den Jüngstgebornen, der es mehr bedarf.

„Und schämen muß ich vor den andern mich,
„Den furchtbarstillen, ernstest Jünglingen.
„Sie dünken traurig dir bei Ruh' und Spiel;
„Unscheinbar sind sie, wie die Nachtigall,
„Wenn von Gesang sie ruht; am Ehrentag
„Erkennst du sie. Ein eigen Leben ist's! —
„Wenn mit der Sonne wir, mit heil'gem Lied
„Heraufgehn übern Hügel, und die Fahnen
„Ins Thal hinab im Morgenwinde wehn,
„Und drunten auf der Ebne fernher sich,
„Ein gährend Element, entgegen uns
„Die Menge regt und treibt, da fühlen wir
„Frohlockender, wie wir uns herrlich lieben;
„Denn unter unsern Zelten und auf Wogen
„Der Schlacht begegnet uns der Gott, der uns
„Zusammenhält.

„Wir thun, was sich gebührt,
„Und führen wohl das edle Werk hinaus,
„Dann küßt ihr noch den heimathlichen Boden,
„Den trauernden, und kommt und lebt mit uns,
„Emilie! — Wie wird's dem alten Vater

„Gefallen, bei den Lebenden noch Einmal
 „Zum Jüngling aufzuleben und zu ruhn
 „In unentweiheter Erde, wenn er stirbt.

„Denkst du des tröstenden Gesanges noch,
 „Emilie, den seiner theuern Stadt
 „In ihrem Fall der stille Römer sang, ¹
 „Noch hab' ich Einiges davon im Sinne.

„Klagt nicht mehr! kommt in neues Land! so sagt' er.
 „Der Ocean, der die Gefild' umschweift,
 „Erwartet uns. Wir suchen selige
 „Gefilde, reiche Inseln, wo der Boden
 „Noch ungepflügt die Früchte jährlich giebt
 „Und unbeschnitten noch der Weinstock blüht,
 „Wo der Olivenzweig nach Wunsche wächst
 „Und ihren Baum die Feige keimend schmückt,
 „Wo Honig rinnt aus hohler Eich', und leicht
 „Gewässer rauscht von Bergeshöhn. Noch Manches
 „Bewundern werden wir, die Glücklichen.
 „Es sparte für ein frommes Volk Saturnus' Sohn
 „Dies Ufer auf, da er die goldne Zeit
 „Mit Erze mischte. — Lebe wohl, du Liebe!“

Der Edle fiel des Tags darauf im Treffen
 Mit seiner Liebsten Einem, ruht mit ihm
 In Einem Grab!

In deinem Schooße ruht
 Er, schönes Korsika! und deine Wälder
 Umschatten ihn, und deine Lüfte wehn

¹ Horaz Epod. 16, v. 39 sqq.

Am milden Herbsttag freundlich über ihm,
Dein Abendlicht vergoldet seinen Hügel.

Ach! dorthin möcht' ich wohl, doch hält' es nicht.
Ich such' ihn, so wie hier. Ich würde fast
Dort weniger, wie hier, mich sein entwöhnen.
So wuchs ich auf mit ihm, und weinen muß ich
Und lächeln, denk' ich, wie mir's ehemals oft
Beschwerlich ward, dem Wilden nachzukommen,
Wenn nirgend er beim Spiele bleiben wollte.
Nun bist du dennoch fort und lässest mich
Allein, du Lieber! und ich habe nun
Kein Bleiben auch, und meine Augen sehn
Das Gegenwärtige nicht mehr, o Gott!
Und mit Phantomen peiniget und tröstet
Nun meine Seele sich, die einsame.
Das weißt du, gutes Mädchen! nicht, wie sehr
Ich unvernünftig bin. Ich will dir's all'
Erzählen. Morgen! Mich besucht doch immer
Der süße Schlaf, und wie die Kinder bin ich,
Die besser schlummern, wenn sie ausgeweint.

Emilie an Klara.

Der Vater schwieg im Leide tagelang,
Da er's erfuhr; und scheuen muß' ich mich,
Mein Weh ihn sehn zu lassen; lieber ging
Ich dann hinaus zum Hügel, und das Herz
Gewöhnte mir zum freien Himmel sich.
Ich tadelt' oft ein wenig mich darüber,

Daß nirgend mehr im Hause mir's gefiel.
Vergnügt mit Allem war ich ehemals da,
Und leicht war Alles mir. Nun ängstigt' es
Mich oft; noch trieb ich mein Geschäft, doch leblos
Bis in die Seele stumm in meiner Trauer.

Es war, wie in der Schattenwelt, im Hause:
Der stille Vater und das stumme Kind!

„Wir wollen fort auf eine Reise, Tochter!“
Sagt' eines Tags mein Vater, und wir gingen
Und kamen dann zu dir. In diesem Land,
An deines Neckars friedlichschönen Ufern,
Da dämmert' eine stille Freude mir
Zum ersten Male wieder auf. Wie oft
Im Abendlichte stand ich auf dem Hügel
Mit dir und sah das grüne Thal hinauf,
Wo zwischen Bergen, da die Rebe wächst,
An manchem Dorf vorüber, durch die Wiesen
Zu uns herab, von luft'ger Weid' umkränzt,
Das goldne ruhige Gewässer wallte!
Mir bleibt die Stelle lieb, wo ich gelebt.

Ihr heiterfreien Ebenen des Mains,
Ihr reichen, blühenden! wo nahe bald
Der frohe Strom, des stolzen Vaters Liebling,
Mit offnem Arm ihn grüßt, den alten Rhein!

Auch ihr! Sie sind wie Freunde mir geworden,
Und aus der Seele mir vergehen soll
Kein frommer Dank, und trag' ich Leid im Busen,
So soll mir auch die Freude lebend bleiben.

Erzählen wollt' ich dir, doch hell ist nie
Das Auge mir, wenn dessen ich gedenke;
Vor seinen kindischen, geliebten Träumen
Bebt immer mir das Herz.

Wir reisten dann
Hinein in andre Gegenden, ins Land
Des Barusthals, dort, bei den dunkeln Schatten
Der wilden, heil'gen Berge lebten wir
Die Sommertage durch und sprachen gern
Von Helden, die daselbst gewohnt, und Göttern.

Noch gingen wir des Tages, ehe wir
Vom Orte schieden, in den Eichenwald
Des herrlichen Gebirgs hinaus und standen
In kühler Luft auf hoher Heide nun.

„Hier unten in dem Thale schlafen sie
„Zusammen,“ sprach mein Vater, „lange schon,
„Die Römer mit den Deutschen, und es haben
„Die Freigebornen sich, die stolzen, stillen,
„Im Tode mit den Welteroberern
„Verjöhnt, und Großes ist und Größeres
„Zusammen in der Erde Schooß gefallen.
„Wo seid ihr, meine Todten all'? Es lebt
„Der Menschengenius, der Sprache Gott,
„Der alte Braga noch, und Hertha grünt
„Noch immer ihren Kindern, und Walhalla
„Blaut über uns, der heimathliche Himmel;
„Doch euch, ihr Heldenbilder, find' ich nicht.“

Ich sah hinab, und leise schauerte
Mein Herz, und bei den Starcken war mein Sinn,
Den Guten, die hier unten vormals lebten.

Jetzt stand ein Jüngling, der, uns ungesehen,
 Am einsamen Gebüsch beiseit gefessen,
 Nicht ferne von mir auf. „O Vater!“ mußte
 Ich rufen, „das ist Eduard!“ — „Du bist
 Nicht klug, mein Kind!“ erwiedert' er und sah
 Den Jüngling an; es mocht' ihn wohl auch treffen,
 Er faßte schnell mich bei der Hand und zog
 Mich weiter. Einmal mußte ich noch mich umsehn.
 Derselbe war's und nicht Derselbe! Stolz und groß,
 Voll Macht war die Gestalt, wie des Verlorenen,
 Und Aug' und Stirn' und Locke; schärfer blickt'
 Er nur, und um die seelenvolle Miene
 War, wie ein Schleier, ihm ein stiller Ernst
 Gebreitet. Und er sah mich an. Es war,
 Als sagt' er, gehe nur auch du, so geht
 Mir Alles hin, doch duld' ich aus und bleibe.

Wir reisten noch desselben Abends ab,
 Und langsamtraurig fuhr der Wagen weiter
 Und weiter durchs unwegsame Gebirg.
 Es wechselten in Nebel und in Regen
 Der Bäum' und des Gebüsches dunkle Bilder
 Im Walde nebenan. Der Vater schlief,
 In dumpfem Schmerze träumt' ich hin, und kaum
 Nur eben noch, die lange Zeit zu zählen,
 War mir die Seele wach.

Ein schöner Strom
 Erweckt' ein wenig mir das Aug'; es standen
 Im breiten Boot die Schiffer am Gestad',
 Die Pferde traten folgsam in die Fähr, und
 Und ruhig schifften wir. Erheitert war

Die Nacht, und auf die Wellen leuchtet'
Und Hütten, wo der fromme Landmann schlief,
Aus blauer Luft das stille Mondlicht nieder;
Und Alles dünkte friedlich mir und sorglos,
In Schlaf gesungen von des Himmels Sternen.

Und ich sollt' ohne Ruhe sein von nun an,
Verloren ohne Hoffnung mir an Fremdes
Die Seele meiner Jugend! Ach! ich fühl't'
Es jetzt, wie es geworden war mit mir.
Dem Adler gleich, der in der Wolke fliegt,
Erschien und schwand mir aus dem Auge wieder
Und wieder mir des hohen Fremdlings Bild,
Daß mir das Herz erbebt' und ich umsonst
Mich fassen wollte. „Schliesst du gut, mein Kind!“
Begrüßte nun der gute Vater mich,
Und gerne wollt' ich auch ein Wort ihm sagen.
Die Thränen doch erstickten mir die Stimme,
Und in den Strom hinunter muß't' ich sehn
Und wußte nicht, wo ich mein Angesicht
Verbergen sollte.

Glückliche! die du
Dies nie erfahren, überhebe mein
Dich nicht. Auch du, und wer von Allen mag
Sein eigen bleiben unter dieser Sonne?
Oft meint' ich schon, wir leben nur, zu sterben,
Uns opfernd hinzugeben für ein Andres.
O, schön zu sterben, edel sich zu opfern,
Und nicht so fruchtlos, so vergebens, Liebe!
Das mag die Ruhe der Unsterblichen
Dem Menschen sein.

Bedaure du mich nur!
 Doch tadeln, Gute! sollst du mir es nicht!
 Kennst du sie Schatten, Jene, die ich liebe?
 Da ich kein Kind mehr war, da ich ins Leben
 Erwachte, da aufs neu mein Auge sich
 Dem Himmel öffnet' und dem Licht, da schlug
 Mein Herz dem Schönen; und ich fand es nah;
 Wie soll ich's nennen, nun es nicht mehr ist
 Für mich? O laßt! Ich kann die Todten lieben,
 Die Fernen; und die Zeit bezwingt mich nicht.
 Mein oder nicht! Du bist doch schön, ich diene
 Nicht Eitlem, was der Stunde nur gefällt,
 Dem Täglichen gehör' ich nicht; es ist
 Ein Andres, was ich lieb'; unsterblich
 Ist, was du bist, und du bedarfst nicht meiner,
 Damit du groß und gut und liebenswürdig
 Und herrlich seist, du edler Genius!

Laßt nur mich stolz in meinem Leide sein
 Und zürnen, wenn ich ihn verleugnen soll;
 Bin ich doch sonst geduldig, und nicht oft
 Aus meinem Munde kömmt ein Männerwort.
 Demüthigt mich's doch schon genug, daß ich,
 Was ich dir lang verborgen, nun gesagt.

Emilie an Klara.

Wie dank' ich dir, du Liebe, daß du mir
 Vertrauen abgewonnen, daß ich dir
 Mein still Geheimniß ausgesprochen.

Ich bin nun ruhiger — wie nenn' ich's dir?
 Und an die schönen Tage denk' ich, wenn ich oft
 Hinaus ging mit dem Bruder, und wir oben
 Auf unserm Hügel beieinander saßen,
 Und ich den Lieben bei den Händen hielt
 Und mir's gefallen ließ am offenen Feld
 Und an der Straß', und ins Gewölb' hinauf
 Des grünen Ahorns staunt', an dem wir lagen.
 Ein Sehnen war in mir, doch war ich still.
 Es blühten uns der ersten Hoffnung Tage,
 Die Tage des Erwachens.

Holde Dämmerung!

So schön ist's, wenn die glütige Natur
 In's Leben lockt ihr Kind. Es singen nur
 Den Schlummersang am Abend unsre Mütter,
 Sie brauchen nie das Morgenlied zu singen.
 Dies singt die andre Mutter uns, die gute,
 Die wunderbare, die uns Lebenslust
 In unsern Busen athmet, uns mit süßen
 Verheißungen erweckt.

Wie ist mir, Liebe!

Ich kann an Jugend heute nur, und nur
 An Jugend denken.

Sieh! ein heitrer Tag
 Ist's eben auch. Seit frühem Morgen sit' ich
 Am lieben Fenster, und es wehn die Lüfte,
 Die zärtlichen, herein, mir blickt das Licht
 Durch meine Bäume, die zu nahe mir
 Gewachsen sind und mählig mit den Blüthen

Das ferne Land verhüllen, daß ich mich
Bescheiden muß und hie und da noch kaum
Hinaus mich find' aus diesem freundlichen
Gefängniß! und es fliegen über ihnen
Die Schwalben und die Lerchen, und es singen
Die Stunde durch genug die Nachtigallen,
Und wie sie heißen, all die Lieblinge
Der schönen Jahreszeit; eigne Namen möcht'
Ich ihnen geben und den Blumen auch,
Den stillen, die aus dunklem Beete duften,
Zu mir herauf wie junge Sterne glänzend.

Und wie es lebt und glücklich ist im Wachsthum
Und seiner Reife sich entgegen freut!

Es findet Jedes seine Stelle doch,
Sein Haus, die Speise, die das Herz ihm sättigt,
Und Jedes segnest du mit eignem Segen,
Natur! und giebst dich ihnen zum Geschäft
Und trägst und nährst zu ihrer Blüthenfreud'
Und ihrer Frucht sie fort, du gütige!

Und klagtest du doch öfters, trauernd Herz!
Vergaßest mir den Glauben, danktest nicht
Und dachtest nicht, wenn dir dein Thun zu wenig
Bedeutend wollt', es sei ein frommes Opfer,
Das du, wie andre, vor das Leben bringest,
Wohl meinend, wie der Lerche Lied, das sie
Den Lüften singt, den freudegebenden. —

Nun geh' ich noch hinaus und hole Blumen
Dem Vater aus dem Feld und bind' ihm sie

In Einen Strauß, die drunten in dem Garten
 Und die der Bach erzog; ich will's schon richten,
 Daß ihm's gefallen soll. Und dir? Dir bring' ich
 Genug des Neuen. Da ist's immer anders.
 Jetzt blühen die Weiden; jetzt vergolden sich
 Die Wiesen; jetzt beginnt der Buche Grün,
 Und jetzt der Eiche — nun! leb' wohl indessen!

Emilie an Klara.

Ihr Himmlischen! Das war er. Kannst du mir
 Es glauben? — Beste! — wärst du bei mir! — Er!
 Der Hohe, der Gefürchtete, Geliebte! —
 Mein bebend Herz, hast du so viel gewollt?

Da ging ich so zurück mit meinen Blumen,
 Sah auf den Pfad, den abendröthlichen,
 In meiner Stille nieder, und es schlief
 Mir sanft im Busen das Vergangene,
 Ein kindlich Hoffen athmete mir auf;
 Wie wenn uns zwischen süßem Schlaf und Wachen
 Die Augen halb geöffnet sind, so war
 Ich Blinde. Sieh! da stand er vor mir, mein
 Heroe, und ich Arme war wie todt,
 Und ihm, dem Brüderlichen, überglänzte
 Das Angesicht, wie einem Gott, die Freude.

„Emilie!“ — das war sein frommer Gruß,
 Ach! alles Sehnen weckte mir und all
 Das liebe Leiden, so ich eingewiegt,

Der goldne Ton des Jünglings wieder auf!
Nicht aufsehn durst' ich! keine Sylbe durst'
Ich sagen! O, was hätt' ich ihm gesagt!

Was wein' ich denn, du Gute? — laß mich nur!
Nun darf ich ja, nun ist's so thöricht nimmer,
Und schön ist's, wenn der Schmerz mit seiner Schwester,
Der Wonne, sich versöhnt, noch eh' er weggeht.

O Wiedersehn! das ist noch mehr, du Liebe!
Als wenn die Bäume wieder blühen und Quellen
Von neuem fröhlich rauschen —

Ja! ich hab'
Ihn oft gesucht und ernstlich oft es mir
Versagt, doch wollt' ich sein Gedächtniß ehren.

Die Bilder der Gespielen, die mit mir
Auf grüner Erd' in stummer Kindheit saßen,
Sie dämmern ja um meine Seele mir,
Und dieser edle Schatte, sollt' er nicht?
Das Herz im Busen, das unsterbliche,
Kann nicht vergessen, sieh! und öfters bringt
Ein guter Genius die Liebenden
Zusammen, daß ein neuer Tag beginnt
Und ihren Mai die Seele wieder feiert.

O wunderbar ist mir! auch er! — daß du
Hinunter mußtest, Lieber! ehe dir
Das Deine ward und dich die frohe Braut
Zum Männerruhme segnete! Doch starbst
Du schön, und oft hab' ich gehört, es fallen

Die Lieblinge des Himmels früh, damit
 Sie sterblich Glück und Leid und Alter nicht
 Erfahren. Nimmermehr vergess' ich dich,
 Und ehren soll er dich. Dein Bild will ich
 Ihm zeigen, wenn er kömmt; und wenn der Stolze
 Sich dann verwundert, daß er sich bei mir
 Gefunden, sag' ich ihm, es sei ein Andrer,
 Und den er lieben müsse. O, er wird's!

Emilie an Klara.

Da schrieb er mir. Ja, theures Herz! er ist's,
 Den ich gesucht. Wie dieser Jüngling mich
 Demüthiget und hebt! Nun! lies es nur!
 „So bist du's wieder, und ich habe dich
 „Begrüßt, gefunden, habe dich noch Einmal
 „In deiner frommen Ruh' gestört, du Kind
 „Des Himmels! — Mein, Emilie! du kanntest
 „Mich ja. Ich kann nicht fragen. Wir sind es,
 „Die Längstverwandten, die der Gott getraut,
 „Und bleiben wird es, wie die Sonne droben.
 „Ich bin voll Freude, schöne Seele! bin
 „Der neuen Melodieen ungewohnt.
 „Es ist ein andres Lied, als jenes, so
 „Dem Jünglinge die Parze lehrend singt,
 „Bis ihm, wie Wohl laut, ihre Weise tönt;
 „Dann gönnt sie ihm, du Friedliche! von dir
 „Den süßern Ton, den liebsten, einzigen,
 „Zu hören. Mein? o sieh! du wirfst in Lust
 „Die Mühe mir, und was mein Herz gebent,

„Du wirst es all in heil'ge Liebe wandeln.
 „Und hab' ich mit Unmöglichem gerungen
 „Und mir die Brust zu Treu und Ruh gehärtet,
 „Du wärmest sie mit frommer Hoffnung mir,
 „Daß sie vertrauter mit dem Siege schlägt.
 „Und wenn das Urbild, das wie Morgenlicht
 „Mir aus des Lebens dunkler Wolke stieg,
 „Das himmlische, mir schwindet, seh' ich dich,
 „Und, eine schöne Götterbotin, mahnst
 „Du lächelnd mich an meinen Phöbus wieder;
 „Und wenn ich zürne, sänftigst du mich.
 „Dein Schüler bin ich dann und lausch' und lerne.
 „Von deinem Munde nehm' ich, Zauberin,
 „Des Ueberredens süße Gabe mir,
 „Daß sie die Geister freundlich mir bezwingt;
 „Und wenn ich ferne war von dir und wund
 „Und müd dir wiederkehre, heilst du mich
 „Und singst in Ruhe mich, du holde Muse!

„Emilie! daß wir uns wiederseh'n!
 „Daß wir uns einst gefunden, und du nun
 „Mich nimmer fliehst und nahe bist! Zu gern,
 „Zu gern entwich dein stolzes Bild dem Wandrer,
 „Das zarte, reine, da du ferne warst,
 „Du Heiligschönes! doch ich sah dich oft,
 „Wenn ich des Tags allein die Pfade ging
 „Und Abends in der fremden Hütte schwieg.

„O heute! grüße, wenn du willst, den Vater!
 „Ich kenn' ihn wohl; auch meinen Namen kennt er;
 „Und seiner Freunde Freund bin ich. Ich wußte nicht,
 „Daß er es war, da wir zuerst einander

„Begegneten, und lang erfuhr ich's nicht.
„Bald grüß' ich schöner dich. — Armenion.“

Emilie an Klara.

Er woll' ihn morgen sprechen, sagte mir
Mein Vater, morgen! und er schien nicht freundlich.
Nun sitz' ich hier, und meine Augen ruhn
Und schlummern nicht; — ach! schämen muß ich mich,
Es dir zu klagen, — will ich stille werden,
So regt ein Laut mich auf; ich sinn' und bitte
Und weiß nicht, was? und sagen möcht' ich viel,
Doch ist die Seele stumm; — o fragen möcht' ich
Die sorgenfreien Bäume hier, die Strahlen
Der Nacht und ihre Schatten, wie es nun
Mir endlich werden wird.

Zu still ist's mir
In dieser schönen Nacht, und ihre Lüfte
Sind mir nicht hold, wie sonst. Die Thürin!
So lang er ferne war, so liebt' ich ihn;
Nun bin ich kalt und zag' und zürne mir
Und Andern. — Auch die Worte, so ich dir
In dieser bösen Stunde schreibe, lieb'
Ich nicht, und was ich sonst von ihm geschrieben,
Unleidlich ist es mir. Was ist es denn?
Ich wünsche fast, ich hätt' ihn nie gesehn.
Mein Friede war doch schöner. Theures Herz!
Ich bin betrübt, und anders, denn ich's war,
Da ich um den Verlornten trauerte.
Ich bin es nimmer, nein! ich bin es nicht,

Ich bin nicht gut, und seellos bin ich auch.
Mich läßt die Furcht, die häßliche, nicht ruhn.

O daß der goldne Tag die Ruhe mir,
Mein eigen Leben wiederbrächt'! —

Ich will
Geduldig sein, und wenn der Vater ihn
Nicht ehrt, mir ihn versagt, den Theuren,
So schweig' ich lieber, und es soll mir nicht
Zu sehr die Seele kränken; kann ich still
Ihn ehren doch und bleiben, wie ich bin.

Emilie an Alara.

Nun muß ich lächeln über alles Schlimme,
Was ich die vor'ge Nacht geträumt; und hab'
Ich dir es gar geschrieben? Anders bin
Ich jetzt gesinnt.

Er kam, und mir frohlockte
Das Herz, wie er herab die Straße ging,
Und mir das Volk den fremden Herrlichen
Bestaunt'! und lobend über ihn geheim
Die Nachbarn sich besprachen, und er jetzt
Den Knaben, der an ihm vorüberging,
Nach meinem Hause fragt'! ich sahe nicht
Hinaus, ich konnt', an meinem Tische sitzend,
Ihn ohne Scheue sehn — wie red' ich viel?
Und da er nun herauf die Treppe kam,
Und ich die Tritte hört' und seine Thüre

Mein Vater öffnete, sie draußen sich
 Stillschweigend grüßten, daß ich nicht
 Ein Wort vernehmen konnt', ich Unvernünft'ge,
 Wie ward mir bange wieder? Und sie blieben
 Nicht kurze Zeit allein im andern Zimmer,
 Daß ich es länger nicht erdulden konnt'
 Und dacht': ich könnte wohl den Vater fragen
 Um Dies und Jenes, was ich wissen mußte.
 Dann hätt' ich's wohl gesehn in ihren Augen,
 Wie mir es werden sollte. Doch ich kam
 Bis an die Schwelle nur, ging lieber doch
 In meinen Garten, wo die Pflanzen sonst,
 In andrer Zeit, die Stunde mir gekürzt.

Und fröhlich glänzten, von des Morgens Thau
 Gesättiget, im frischen Lichte sie
 Ins Auge mir, wie liebend sich das Kind
 An die betrühte Mutter drängt, so waren
 Die Blumen und die Blüthen um mich rings,
 Und schöne Pforten wölbten über mir
 Die Bäume.

Doch ich konnt' es jetzt nicht achten,
 Nur ernster ward und schwerer nur und bänger
 Das Herz mir Armen immer, und ich sollte
 Wie eine Dienerin von ferne lauschen,
 Ob sie vielleicht mich riefen, diese Männer!
 Ich wollte nun auch nimmer um mich sehn
 Und barg in meiner Laube mich und weinte
 Und hielt die Hände vor das Auge mir.

Da hört' ich sanft des Vaters Stimme nah,
 Und lächelnd traten, da ich noch die Thränen

Mir trocknete, die Beiden in die Laube:
 „Hast du dich so geängstiget, mein Kind!
 „Und zürnst du,“ sprach der Vater, „daß ich erst
 „Für mich den edlen Gast behalten wollt’?
 „Ihn hast du nun. Er mag die Zürnende
 „Mit mir versöhnen, wenn ich Unrecht that.“

So sprach er; und wir reichten alle Drei
 Die Händ’ einander, und der Vater sah
 Mit stiller Freud’ uns an. —

„Ein Trefflicher
 „Ist dein geworden, Tochter!“ sprach er jetzt,
 „Und dein, o Sohn! dies heiligliebend Weib.
 „Ein freudig Wunder! daß die alten Augen
 „Mir übergehen, seid ihr mir, und blüht,
 „Wie eine seltne Blume mir, ihr Beiden!

„Denn nicht gelingt es immerhin den Menschen,
 „Das Ihrige zu finden. Großes Glück
 „Zu tragen und zu opfern gibt der Gott
 „Den Einen, weniger gegeben ist
 „Den Andern; aber hoffend leben sie.

„Zwei Genien geleiten auf und ab
 „Uns Lebende, die Hoffnung und der Dank.
 „Mit Einsamen und Armen wandelt jene,
 „Die Immerwache; dieser führt aus Wonne
 „Die Glücklichen des Weges freundlich weiter,
 „Vor bösem Schicksal sie bewahrend. Oft,
 „Wenn er entfloh, erhuben sich zu sehr
 „Die Freudigen, und rächend traf sie bald
 „Das ungebetne Weh.

„Doch gerne theilt
„Das freie Herz von seinen Freuden aus,
„Der Sonne gleich, die liebend ihre Strahlen
„An ihrem Tag aus goldner Fülle giebt;
„Und um die Guten dämmert oft und glänzt
„Ein Kreis von Licht und Lust, so lang sie leben.

„O Frühling meiner Kinder, blühe nun
„Und altre nicht zu bald, und reife schön!“

So sprach der gute Vater. Vieles wollt'
Er wohl noch sagen, denn die Seele war
Ihm aufgegangen; aber Worte fehlten ihm.

Er gab ihn mir und segnet' uns und ging
Hinweg.

Ihr Himmelslüfte, die ihr oft
Mich tröstend angeweht, nun athmetet
Ihr heiligend um unser goldnes Glück!

Wie anders war's, wie anders, da mit ihm,
Dem Liebenden, dem Freudigen, ich jetzt,
Ich Freudige, zu unsrer Mutter auf,
Ihr schönen Sonne sah! nun dämmert' es
Im Auge nicht, wie sonst im sehnennden,
Nun grüßt' ich helle dich, du stolzes Licht!
Und lächelnd weiltest du und kamst und schmücktest
Den Lieben mir und kränztet ihm mit Rosen
Die Schläfe, Freundliches!

Und meine Bäume,
Sie streuten auch ein hold Geschenk herab,
Zu meinem Fest, vom Ueberfluß der Blüthen!

Da ging ich sonst; ach! zu den Pflanzen flüchtet'
Ich oft mein Herz, bei ihnen weilt' ich oft
Und hing an ihnen; dennoch ruht' ich nie,
Und meine Seele war nicht gegenwärtig.

Wie eine Quelle, wenn die jugendliche
Dem heimathlichen Berge nun entwich,
Die Pfade bebend sucht und flieht und zögert
Und durch die Wiesen irrt und bleiben möcht'
Und sehrend, hoffend immer doch enteilt:
So war ich; aber liebend hat der stolze,
Der schöne Strom die flüchtige genommen,
Und ruhig wall' ich nun, wohin der sichere
Mich bringen will, hinab am heitern Ufer.

An Hiller.

Du lebstest, Freund! — Wer nicht die köstliche
 Reliquie des Paradieses, nicht
 Der Liebe goldne königliche Frucht,
 Wie du, auf seinem Lebenswege brach,
 Wem nie im Kreise freier Jünglinge
 In süßem Ernst der Freundschaft trunkne Zähre
 Hinab ins Blut der heil'gen Rebe rann,
 Wer nicht, wie du, aus dem begeisternden,
 Dem ewigvollen Becher der Natur
 Sich Muth und Kraft und Lieb' und Freude trank,
 Der lebte nie, und wenn sich ein Jahrhundert,
 Wie eine Last, auf seiner Schulter häuft. —
 Du lebstest, Freund! es blüht nur Wenigen
 Des Lebens Morgen, wie er dir geblüht;
 Du fandest Herzen, dir an Einfalt, dir
 An edelm Stolze gleich; es sproßten dir
 Viel schöne Blüthen der Geselligkeit;
 Auch adelte die innigere Lust,
 Die Tochter weiser Einsamkeit, dein Herz:
 Für jeden Reiz der Hügel und der Thale,
 Für jede Grazie des Frühlings ward
 Ein offnes unumwölkt's Auge dir.

Dich, Glücklicher, umfing die Riesentochter
 Der schaffenden Natur, Helvetia;
 Wo frei und stark der alte, stolze Rhein
 Vom Fels hinunter donnert, standest du

Und jubeltest ins herrliche Getümmel.
 Wo Fels und Wald ein holdes zauberisches
 Arkadien umschließt, wo himmelhoch Gebirg,
 Des tausendjäh'gen Scheitel ew'ger Schnee,
 Wie Silberhaar des Greisen Stirne, kränzt,
 Umschwebt von Wetterwolken und von Adlern,
 Sich unabsehbar in die Ferne dehnt,
 Wo Tells und Walters heiliges Gebein
 Der unentweiheten freundlichen Natur
 Im Schooße schläft, und manches Helden Staub,
 Vom leisen Abendwind emporgeweht,
 Des Sennen sorgensfreies Dach umwallt:
 Dort fühltest du, was groß und göttlich ist,
 Von seligen Entwürfen glühte dir,
 Von tausend goldnen Träumen deine Brust;
 Und als du nun vom lieben heil'gen Lande
 Der Einfalt und der freien Künste schiedst,
 Da wölkte freilich sich die Stirne dir,
 Doch schuf dir bald mit deinem Zauberstabe
 Manch selig Stündchen die Erinnerung.

Wohl ernster schlägt sie nun, die Scheidestunde;
 Denn, ach! sie mahnt, die unerbittliche,
 Daß unser Liebstes welkt, daß ew'ge Jugend
 Nur drüben im Elysium gedeiht;
 Sie wirft uns auseinander, Herzensfreund!
 Wie Mast und Segel vom zerrissnen Schiffe
 Im wilden Ocean der Sturm zerstreut.
 Vielleicht indeß uns Andre nah und ferne
 Der unerforschten Bepromene Wink
 Durch Steppen oder Paradiese führt,
 Fliegst du der jungen seligeren Welt

Auf deiner Philadelphier Gestaden
 Voll frohen Muths im fernen Meere zu;
 Vielleicht, daß auch ein süßes Zauberband
 Uns abgelebte feste Land dich fesselt!
 Denn, traun! ein Räthsel ist des Menschen Herz!
 Oft flammt der Wunsch, unendlich fortzuwandern,
 Unwiderstehlich herrlich in uns auf;
 Oft dünkt uns auch im engbeschränkten Kreise
 Ein Freund, ein Hüttchen und ein liebes Weib
 Zu aller Wünsche Sättigung genug. —
 Doch werfe, wie sie will, die Scheidestunde
 Die Herzen, die sich lieben, auseinander!
 Es scheuet ja der Freundschaft heil'ger Fels
 Die träge Zeit und auch die Ferne nicht
 Wir kennen uns, du Theurer! — Lebe wohl!

Sieh! es haben mich selbst verjüngt die kindlichen Worte,
 Und es rinnen, wie einst, Thränen vom Auge mir noch;
 Und ich denke zurück an längst vergangene Tage,
 Und die Heimath erfreut wieder mein einsam Gemüth
 Und das Haus, wo ich einst bei deinen Segnungen auf-
 wuchs,

Wo, von Liebe genährt, schneller der Knabe gedieh.
 Ach! wie dacht' ich dann oft, du solltest meiner dich freuen,
 Wenn ich ferne mich sah wirkend in offener Welt.
 Manches hab' ich versucht und geträumt und habe die
 Brust mir

Wund gerungen indeß, aber ihr heilet sie mir,
 O ihr Lieben! und lange, wie du, o Mutter! zu leben,
 Will ich lernen; es ist ruhig das Alter und fromm.
 Kommen will ich zu dir, dann segne den Enkel noch einmal,
 Daß dir halte der Mann, was er, als Knabe, gelobt.

An L.

Fragment.

Komm ins Offene, Freund! zwar glänzt ein Weniges heute
Nur herunter, und eng schließet der Himmel uns ein.
Weder die Berge sind, noch aufgegangen des Waldes
Gipfel nach Wunsch, und leer ruht vom Gesange die Luft.
Trüb ist's heut, es schlummern die Gäng' und die Gassen,
und fast will

Mir es scheinen, es sei, als in der bleiernen Zeit.
Dennoch gellinget der Wunsch, Rechtglaubige zweifeln an
Einer

Stunde nicht, und der Luft bleibe geweiht der Tag.
Denn nicht wenig erfreuet, was wir vom Himmel ge-
wonnen,

Wenn er's weigert und doch gönnet den Kindern zuletzt.
Nur daß solcher Reden und auch der Schritt' und der Mühe
Werth der Gewinn und ganz wahr das Ergötzliche sei.
Darum hoff' ich sogar, es werde, wenn das Gewünschte
Wir beginnen und erst unsere Zunge gelöst,
Und gefunden das Wort und aufgegangen das Herz ist,
Und von trunkner Stirn höher Besinnen entspringt,
Mit den unsern zugleich des Himmels Blüthe beginnen
Und dem offenen Blick offen der leuchtende sein.

Sophokles.

Viele versuchten umsonst, das Freudigste freudig zu sagen,
Hier spricht endlich es mir, hier in der Trauer, sich aus.

Der zürnende Dichter.

Fürchtet den Dichter nicht, wenn er edel zürnet, sein Buchstab
Tödtet, aber es macht Geister lebendig der Geist.

Die Scherzhaften.

Immer spielet und scherzt! ihr müßt, o Freunde! mir
geht dies
In die Seele, denn dies müssen Verzweifelte nur.

An Diotima.

Komm und besänftige mir, die du einst Elemente versöhntest,
Wonne der himmlischen Muse, das Chaos der Zeit!
Ordne den tobenden Kampf mit Friedenstönen des Himmels,
Bis in der sterblichen Brust sich das entzweite vereint,
Bis der Menschen alte Natur, die ruhige, große,
Aus der gährenden Zeit mächtig und heiter sich hebt!
kehr' in die dürftigen Herzen des Volks, lebendige Schönheit,
kehr' an den gastlichen Tisch, kehr' in die Tempel zurück!
Denn Diotima lebt, wie die zarten Blüten im Winter,
Reich an eigenem Geist, sucht sie die Sonne doch auch.
Aber die Sonne des Geists, die schönere Welt, ist hinunter,
Und in frostiger Nacht zanken Orkane sich nun.

An ihren Genius.

Send' ihr Blumen und Frücht' aus nie versiegender Fülle,
Send' ihr, freundlicher Geist, ewige Jugend herab!
Hüll' in deine Wonnen sie ein und laß sie die Zeit nicht
Sehn, wo einsam und fremd sie, die Athenerin, lebt,
Bis sie im Lande der Seligen einst die fürstlichen Schwestern,
Die zu Phidias' Zeit herrschten und liebten, umfängt.

Achill.

Herrlicher Göttersohn! da du die Geliebte verloren,
 Gingst du an's Meergestad, weintest hinaus in die Fluth,
 Weheklagend hinab verlangt' in den heiligen Abgrund,
 In die Stille dein Herz, wo, von der Schiffe Gelärm
 Fern, tief unter den Wogen, in friedlicher Grotte die schöne
 Thetis wohnt, die dich schützte, die Göttin des Meers.
 Mutter war dem Jünglinge sie, die mächtige Göttin,
 Hatte den Knaben einst liebend am Felsengestad
 Seiner Insel gesäugt, mit dem kräftigen Liebe der Welle
 Und im stärkenden Bad ihn zum Heroen gemacht.
 Und die Mutter vernahm die Weheklage des Jünglings,
 Stieg vom Grunde der See trauernd, wie Wölkchen,
 herauf,
 Stillte mit zärtlichem Umsfängen die Schmerzen des Lieb-
 lings,
 Und er hörte, wie sie schmeichelnd zu helfen versprach.
 Göttersohn! o wär' ich, wie du, so könnt' ich vertraulich
 Einem der Himmlischen klagen mein heimliches Leid.
 Sehen soll ich es nicht, soll tragen die Schmach, als ge-
 hört' ich
 Nimmer zu ihr, die doch meiner mit Thränen gedenkt.
 Gute Götter! doch hört ihr jegliches Flehen der Menschen,
 Ach! und innig und fromm liebt' ich dich, heiliges Licht,
 Seit ich lebe, dich, Erd', und deine Quellen und Wälder,
 Vater Aether, und dich fühlte zu sehnend und rein

Dieses Herz — o sänstiget mir, ihr Guten, mein Leiden,
Daß die Seele mir nicht früh, ach! zu frühe verstummt,
Daß ich lebe und euch, ihr hohen himmlischen Mächte,
Noch am fliehenden Tag danke mit frommem Gesang,
Danke für voriges Gut, für Freuden vergangener Jugend,
Und dann nehmet zu euch gütig den Einsamen auf.

Menons Klage um Diotima.

1.

Täglich geh' ich heraus und such' ein Anderes immer,
Habe längst sie befragt, alle die Pfade des Lands;
Doben die kühlenden Höhen, die Schatten alle besuch' ich
Und die Quellen; hinauf irret der Geist und hinab,
Ruh' erbittend; so flieht das getroffene Wild in die Wälder,
Wo es um Mittag sonst sicher im Dunkel geruht;
Aber nimmer erquickt sein grünes Lager das Herz ihm,
Jammernd und schlummerlos treibt es der Stachel umher.
Nicht die Wärme des Lichts und nicht die Kühle der Nacht
hilft,
Und in Wogen des Stroms taucht es die Wunden um-
sonst.

Und wie ihm vergebens die Erd' ihr fröhliches Heilkraut
Reicht, und das gährende Blut keiner der Zephyre stillt,
So, ihr Lieben, auch mir, so will es scheinen, und Niemand
Kann von der Stirne mir nehmen den traurigen Traum?

2.

Ja! es frommet auch nicht, ihr Todesgötter! wenn einmal
Ihr ihn haltet und fest habt den bezwungenen Mann,
Wenn ihr Bösen hinab in die schaurige Nacht ihn ge-
nommen,
Dann zu suchen, zu flehn, oder zu zürnen mit euch,
Oder geduldig auch wohl im furchtsamen Banne zu wohnen
Und mit Lächeln von euch hören das nüchterne Lied.

Soll es sein, so vergiß dein Heil und schlummere klanglos!
 Aber doch quillt ein Laut hoffend im Busen dir auf,
 Immer kannst du noch nicht, o meine Seele, noch kannst du's
 Nicht gewöhnen und träumst mitten im eisernen Schlaf!
 Festzeit hab' ich nicht, doch möcht' ich die Locke bekränzen;
 Bin ich allein denn nicht? aber ein Freundliches muß
 Fernher nahe mir sein, und lächeln muß ich und staunen,
 Wie so selig doch auch mitten im Leide mir ist.

3.

Licht der Liebe! scheinst du denn auch Todten, du goldnes!
 Bilder aus hellerer Zeit, leuchtet ihr mir in die Nacht?
 Liebliche Gärten, seid, ihr abendröthlichen Berge,
 Seid willkommen, und ihr, schweigende Pfade des Hains,
 Zeugen himmlischen Glücks, und ihr, hochschauende Sterne,
 Die mir damals oft segnende Blicke gegönnt!
 Euch, ihr Liebenden, auch, ihr schönen Kinder des Maitags,
 Stille Rosen, und euch, Lilien, nenn' ich noch oft!
 Ihr Vertrauten! ihr Lebenden all', einst nahe dem Herzen,
 Einst wahrhaftiger, einst heller und schöner gesehn.
 Wohl gehn Frühlinge fort, ein Jahr verdrängt das andre,
 Wechselnd und streitend, so tost droben vorüber die Zeit
 Ueber sterblichem Haupt, doch nicht vor seligen Augen,
 Und den Liebenden ist anderes Leben geschenkt.
 Denn sie alle, die Tag' und Jahre der Sterne, sie waren,
 Diotima! um uns innig und ewig vereint.

4.

Aber wir, zufrieden gesellt, wie die liebenden Schwäne,
 Wenn sie ruhen am See, oder, auf Wellen gewiegt,
 Niedersehn in die Wasser, wo silberne Wolken sich spiegeln
 Und ätherisches Blau unter den Schiffenden wallt,

So auf Erden wandelten wir. Und drohte der Nord auch,
 Er, der Liebenden Feind, klagenbereitend, und fiel
 Von den Nestern das Laub, und flog im Winde der Regen,
 Ruhig lächelten wir, fühlten den eigenen Gott
 Unter traurem Gespräch, in Einem Seelengesange,
 Ganz in Frieden mit uns kindlich und freudig allein.
 Aber das Haus ist öde mir nun, und sie haben mein Auge
 Mir genommen, auch mich hab' ich verloren mit ihr.
 Darum irr' ich umher, und wohl wie die Schatten, so muß ich
 Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir.

5.

Feiern möcht' ich, aber wofür? und singen mit Andern,
 Aber so einsam fehlt jegliches Göttliche mir.
 Dies ist's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein
 Fluch mir

Darum die Sehnen und wirft, wo ich beginne, mich hin,
 Daß ich fühllos sitze den Tag und stumm, wie die Kinder,
 Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch schleicht,
 Und die Pflanze des Felds und der Vögel Singen mich
 trüb macht,

Weil mit Freuden auch sie Boten des Himmlischen sind,
 Aber mir in schauernder Brust die beseelende Sonne,
 Kühl und fruchtlos mir dämmert, wie Strahlen der Nacht,
 Ach! und nichtig und leer, wie Gefängnißwände, der Himmel,
 Eine beugende Last, über dem Haupte mir hängt!

6.

Sonst mir anders bekannt! o Jugend! und bringen Gebete
 Dich nicht wieder, dich nie? führet kein Pfad mich zurück?
 Soll es werden auch mir, wie den Götterlosen, die vormal's
 Glänzenden Auges doch auch saßen am seligen Tisch,

Aber, übersättiget bald, die schwärmenden Gäste,
 Nun verstummet und nun, unter der Lüfte Gesang,
 Unter blühender Erd' entschlafen sind, bis dereinst sie
 Eines Wunders Gewalt, sie, die Versunkenen, zwingt
 Wiederzukehren und neu aufgrünendem Boden zu wandeln. —
 Heiliger Odem durchströmt göttlich die lichte Gestalt,
 Wenn das Fest sich beseelt und Fluthen der Liebe sich regen,
 Und vom Himmel getränkt, rauscht der lebendige Strom,
 Wenn es drunten ertönt und ihre Schätze die Nacht zollt,
 Und aus Bächen herauf glänzt das begrabene Gold.

7.

Aber o du, die schon am Scheidewege mir damals,
 Da ich versank vor dir, tröstend ein Schöneres wies,
 Du, die, Großes zu sehn und froher die Götter zu singen,
 Schweigend, wie sie, mich einst stille begeisternd, gelehrt,
 Götterkind! erscheinst du mir und grüßest wie einst mich,
 Redest wieder wie einst höhere Dinge mir zu?
 Siehe! weinen vor dir und klagen muß ich, wenn schon noch,
 Denkend edlerer Zeit, dessen die Seele sich schämt.
 Denn so lange, so lang auf matten Pfaden der Erde
 Hab' ich, deiner gewohnt, dich in der Irre gesucht,
 Freudiger Schutzgeist! aber umsonst, und Jahre zerrannen,
 Seit wir ahnend um uns glänzen die Abende sahn.

8.

Dich nur, dich erhält dein Licht, o Heldin! im Lichte,
 Und dein Dulden erhält liebend, o Gütige! dich;
 Und nicht einmal bist du allein, Gespielen genug sind,
 Wo du blühst und ruhst unter den Rosen des Jahrs;
 Und der Vater, er selbst, durch sanftmuthathmende Mäusen
 Sendet die zärtlichen Wiegengesänge dir zu.

Ja! noch ist sie es ganz! noch schwebt vom Haupte zur Sohle,
 Still herwandelnd, wie sonst, mir die Athenerin vor.
 Und wie, freundlicher Geist! von heiterfinnender Stirne
 Segnend und sicher dein Strahl unter die Sterblichen fällt,
 So bezeugest du mir's und sagst mir's, daß ich es Andern
 Widersage, denn auch Andere glauben es nicht,
 Daß unsterblicher doch, denn Sorg' und Zürnen, die Freude
 Und ein goldener Tag täglich am Ende noch ist.

9.

So will ich, ihr Himmlischen! denn euch danken, und endlich
 Athmet aus leichter Brust wieder des Sängers Gebet.
 Und wie, wenn ich mit ihr, auf sonniger Höhe mit ihr stand,
 Spricht belebend ein Gott innen im Tempel mich an.
 Leben will ich denn auch! schon grünt's! wie von heiliger Feier
 Ruft es von silbernen Bergen Apollons voran!
 Komm! es war wie ein Traum! Die blutigen Fittige sind ja
 Schon genesen, verjüngt leben die Hoffnungen all!
 Großes zu finden, ist viel, ist viel noch übrig, und wer so
 Liebt, gehet, er muß, gehet zu Göttern die Bahn.
 Und geleitet ihr uns, ihr Weihestunden! ihr ernstern,
 Jungendlichen! o bleibt, heilige Ahnungen, ihr,
 Fromme Bitten, und ihr, Begeisterungen, und all ihr
 Guten Genien, die gerne bei Liebenden sind,
 Bleibt so lange mit uns, bis wir auf gemeinsamem Boden,
 Dort, wo die Seligen all niederzukehren bereit,
 Dort, wo die Adler sind, die Gestirne, die Boten des Vaters,
 Dort, wo die Musen, woher Helden und Liebende sind,
 Dort uns, oder auch hier, auf thauender Insel begegnen,
 Wo die Unsrigen erst, blühend in Gärten gesellt,
 Wo die Gesänge wahr, und länger die Frühlinge schön sind
 Und von neuem ein Jahr unserer Seele beginnt!

Die Nacht.

Fragment.

Rings um ruhet die Stadt, still wird die erleuchtete Gasse,
Und mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim, von Freuden des Tags zu ruhen, die
Menschen,

Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohl zufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebender spielt, oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die
Brunnen,

Immerquillend und frisch, rauschen an duftendem Beet.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommet ein Wehn und regt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Ebenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht
kommt;

Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den
Menschen,

Ueber Gebirgsanhöhen traurig und prächtig herauf.

Die Herbstfeier.

An Siegfried Schmidt.

1.

Wieder ein Glück erlebt! Die gefährliche Dürre geneset,
Und die Schärfe des Lichts senget die Blüthe nicht mehr,
Offen steht jetzt wieder ein Saal, und gesund ist der Garten,
Und von Regen erfrischt, rauschet das glänzende Thal
Hoch von Gewächsen, es schwellen die Bäch', und alle
gebundnen

Fittige wagen sich wieder ins Reich des Gesangs.
Voll ist die Luft von Fröhlichen jetzt, und die Stadt und
der Hain ist

Rings von zufriedenen Kindern des Himmels erfüllt.
Gerne begegnen sie sich und irren unter einander,
Sorgenlos, und es scheint keines zu wenig, zu viel.
Denn so ordnet das Herz es an, und zu athmen die Anmuth,
Sie, die geschickliche, schenkt ihnen ein göttlicher Geist.
Aber die Wanderer auch sind wohl geleitet und haben
Kränze genug und Gesang, haben den heiligen Stab,
Vollgeschmückt mit Trauben und Laub, bei sich, und der Fichte
Schatten; von Dorfe zu Dorf jauchzt es, von Tage zu Tag,
Und wie Wagen, bespannt mit freiem Wilde, so ziehn die
Berge voran, und so träget und eilet der Pfad.

2.

Aber meinst du nun, es haben die Thore vergebens
Aufgethan und den Weg freudig die Götter gemacht?

Und es schenken umsonst zu des Gastmahls Fülle die Guten
Nebst dem Weine noch auch Blumen und Honig und
Obst?

Schenken das purpurne Licht zu Festgesängen, und kühl und
Ruhig zu tieferem Freundesgespräche die Nacht?

Hält ein Ernsteres dich, so spar's dem Winter, und willst du
Freien, habe Geduld, Freier beglücktet der Mai.

Jetzt ist Anderes Noth, jetzt komm und feire des Herbstes
Alte Sitte, noch jetzt blühet die edle mit uns.

Eins nur gilt für den Tag, das Vaterland, und des Opfers
Festlicher Flamme wirft Jeder sein Eigenes zu.

Darum kränzt der gemeinsame Gott umsäuselnd das Haar
uns,

Und den eigenen Sinn schmelzet, wie Perlen, der Wein.
Dies bedeutet der Tisch, der geehrte, wenn, wie die Bienen,
Rund um den Eichbaum, wir sitzen und singen um ihn.
Dies der Pokale Klang, und darum zwinget die wilden
Seelen der streitenden Männer zusammen der Chor.

3.

Aber damit uns nicht, gleich Allzuklugen, entfliehe
Diese neigende Zeit, komm' ich entgegen sogleich
Bis an die Grenze des Lands, wo mir den lieben Geburtsort
Und die Insel des Stroms blaues Gewässer umfließt.
Heilig ist mir der Ort, an beiden Ufern, der Fels auch,
Der mit Garten und Haus grün aus den Wellen sich hebt.
Dort begegnen wir uns, o glütiges Licht! wo zuerst einst
Deiner gefühlteren Strahlen mich einer betraf.
Dort begann und beginnt das liebe Leben von Neuem,
Aber des Vaters Grab seh' ich, und weine dir schon?
Wein' und halt' und habe den Freund und höre das Wort, das
Einst mir in himmlischer Kunst Leiden der Liebe geheilt.

Andres erwacht! Ich muß die Landesheroen ihm nennen!
Barbarossa! dich auch, glütiger Christoph, und dich,
Konradin! wie du fiellst, so fallen Starke, der Epheu
Grünt am Fels, und die Burg deckt das bacchantische Laub;
Doch Vergangenes ist, wie Künftiges, heilig den Sängern,
Und in Tagen des Herbsts sühnen die Schatten wir aus.

4.

So der Gewalt'gen gedenk und des herzerhebenden Schicksals,
Thatlos selber und leicht, aber vom Aether doch auch
Angeschauet und fromm, wie die Alten, die göttlich-erzognen
Freudigen Dichter, ziehn freudig das Land wir hinauf.
Groß ist das Werden umher. Dort von den äußersten Bergen
Stammen der Jünglinge viel, steigen die Hügel herab.
Quellen rauschen von dort, und hundert geschäftige Bäche
Kommen bei Tag und bei Nacht nieder und bauen das Land.
Aber der Meister pflügt in der Mitte des Landes, die Furchen
Ziehet der Neckarstrom, ziehet der Segen herab.
Und es kommen mit ihm Italiens Lüfte, die See schickt
Ihre Wolken, sie schickt prächtige Sonnen mit ihm;
Darum wächst uns auch fast über das Haupt die gewalt'ge
Fülle, denn hieher ward, hier in die Ebne, das Gut
Reicher den Lieben gebracht, den Landesleuten, doch neidet
Keiner an Bergen dort ihnen die Gärten, den Wein,
Oder das süppige Gras und das Korn und die glühenden
Bäume,
Die am Wege gereiht über den Wanderern stehn.

5.

Aber indeß wir schaun und die mächtige Freude durch-
wandeln,
Fliehet der Weg und der Tag uns, wie den Trunkenen, hin.

Denn mit heiligem Laub umkränzt erhebet die Stadt schon,
 Die gepriesene, dort, leuchtend ihr priesterlich Haupt.
 Herrlich steht sie und hält den Nebenstab und die Tanne
 Hoch in den seligen Duft purpurner Wolken empor.
 Sei uns hold, dem Gast und dem Sohn, o Fürstin der
 Heimath,

Glückliches Stuttgart! nimm freundlich den Fremdling
 mir auf!

Immer hast du Gesang mit Flöten und Saiten gebilligt,
 Wie ich glaub', und des Lieds kindlich Geschwätz und der
 Mühn

Süße Vergessenheit bei gegenwärtigem Geiste,

Drum erfreuest du auch gerne den Sängern das Herz.
 Aber ihr, ihr Größeren auch, ihr Frohen, die allzeit
 Leben und walten, erkannt, oder gewaltiger auch
 Wenn ihr wirktet und schafft in heiliger Nacht und allein-
 herrscht,

Und allmächtig empor ziehet ein ahnendes Volk,
 Bis die Jünglinge sich der Väter droben erinnern;
 Mündig und hell vor euch steht der besonnene Mensch,
 Engel des Vaterlands! o ihr, vor denen das Auge,
 Sei's auch stark, und das Knie bricht dem vereinzeltsten
 Mann,

Daß er halten sich muß an die Freund' und bitten die Theuern,
 Daß sie tragen mit ihm all die beglückende Last:
 Habt, o Gütige, Dank für Den und alle die Andern,
 Die mein Leben, mein Gut unter den Sterblichen sind.

6.

Aber die Nacht kommt! Laß uns eilen, zu feiern das
 Herbstfest

Heut noch! voll ist das Herz, aber das Leben ist kurz,

Und was uns der himmlische Tag zu sagen geboten,
Das zu nennen, mein Schmidt, reichen wir Beide nicht
aus.

Treffliche bring' ich dir, und das Freudenfeuer wird hoch auf
Schlagen, und heiliger soll sprechen das kühnere Wort.
Siehe! da ist es rein! Und des Gottes freundliche Gaben
Die wir theilen, sie sind zwischen den Liebenden nur.
Anderes nicht — O kommt, o macht es wahr! denn allein ja
Bin ich, und Niemand nimmt mir von der Stirne den
Traum?

Kommt und reicht, ihr Lieben, die Hand! das möge
genug sein,
Aber die größere Lust sparen dem Enkel wir auf.

Der Wanderer.

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürrn
Ebnen hinaus; vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin schlich das hagre Gebirg, wie ein wandelnd Gerippe,
Hohl und einsam und fahl blickt' aus der Höhe sein Haupt.
Ach! nicht sprang, mit erfrischendem Grün, der quellende
Wald hier

In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom,
Keiner Heerde verging am plätschernden Brunnen der Mittag,
Freundlich aus Bäumen hervor blickte kein wirthliches
Dach.

Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
Kengstig und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste,
Wassers bewahrte mir treulich das fromme Kameel,
Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.
Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich,
Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.
Auch den Eispol hab' ich besucht; wie ein starrendes Chaos
Thürmte das Meer sich da schrecklich zum Himmel empor.
Todt in der Hülle von Schnee schlief hier das gefesselte Leben,
Und der eiserne Schlaf harrte des Tages umsonst.
Ach! nicht schlang um die Erde den wärmenden Arm der
Olymp hier,

Wie Pygmalions Arm um die Geliebte sich schlang.
Hier bewegt' er ihr nicht mit dem Sonnenblicke den Busen,
Und in Regen und Thau sprach er nicht freundlich zu ihr.

Mutter Erde! rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
 Dürftig und kinderlos lebst du in langsamer Zeit.
 Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
 Alternd im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
 Aber vielleicht erwarmst du dereinst am Strahle des
 Himmels,

Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
 Und, wie ein Samenkorn, durchbrichst du die eherne Hülse,
 Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
 Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
 Rosen glühen und Wein sprudelt im karglichen Nord.
 Aber jetzt kehrt' ich zurück an den Rhein, in die glückliche
 Heimath,

Und es wehen, wie einst, zärtliche Lüfte mich an.
 Und das strebende Herz besänftigen mir die vertrauten
 Friedlichen Bäume, die einst mich in den Armen gewiegt,
 Und das heilige Grün, der Zeuge des ewigen, schönen
 Lebens der Welt, es erfrischt, wandelt zum Jüngling
 mich um.

Alt bin ich geworden indeß, mich bleichte der Eispol,
 Und im Feuer des Süds fielen die Locken mir aus.
 Doch wie Aurora den Tithon, umfängst du in lächelnder
 Blüthe

Warm und fröhlich, wie einst, Vaterlandserde, den Sohn.
 Seliges Land! kein Hügel in dir wächst ohne den Weinstock,
 Nieder ins schwellende Gras regnet im Herbst das Obst.
 Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
 Kränze von Zweigen und Moos fühlen ihr sonniges
 Haupt.

Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen
 Ahnherrn,
 Steigen am dunkeln Gebirg Besten und Hütten hinauf.

Friedsam geht aus dem Walde der Hirsch ans freundliche
Tageslicht;

Hoch in heiterer Luft siehet der Falke sich um.

Aber unten im Thal, wo die Blume sich nährt von der Quelle,

Streckt das Dörfchen vergnügt über die Wiese sich aus.

Still ist's hier; kaum rauscht von fern die geschäftige Mühle,

Und vom Berge herab knarrt das gefesselte Rad.

Liebtlich tönt die gehämmerte Sens' und die Stimme des
Landmanns,

Der am Pfluge dem Stier, lenkend, die Schritte gebent,

Liebtlich der Mutter Gesang, die im Grase sitzt mit dem
Söhnlein,

Das die Sonne des Mai's schmeichelt in lächelnden Schlaf.

Aber drüben am See, wo die Ulme das alternde Hofthor

Uebergrünt und den Zaun wilder Holunder umblüht,

Da umfängt mich das Haus und des Gartens heimliches
Dunkel,

Wo mit den Pflanzen mich einst liebend mein Vater erzog,

Wo ich froh, wie das Eichhorn, spielt' auf den lispelnden Nesten,

Oder ins duftende Heu träumend die Stirne verbarg.

Heimathliche Natur! wie bist du treu mir geblieben!

Zärtlichpflegend, wie einst, nimmst du den Flüchtling
noch auf.

Noch gedeihn die Pfirsiche mir, noch wachsen gefällig

Mir ans Fenster, wie sonst, köstliche Trauben herauf.

Lockend röthen sich noch die süßen Früchte des Kirschbaums,

Und der pflückenden Hand reichen die Zweige sich selbst.

Schmeichelnd zieht mich, wie sonst, in des Walds unendliche
Laube

Aus dem Garten der Pfad, oder hinab an den Bach,

Und die Pfade röthest du mir, es wärmt mich und spielt mir

Um das Auge, wie sonst, Vaterlands-sonne! dein Licht;

Feuer trink' ich und Geist aus deinem freudigen Kelche,
 Schläfrig lässest du nicht werden mein alterndes Haupt.
 Die du einst mir die Brust erwecktest vom Schlafe der Kindheit
 Und mit sanfter Gewalt höher und weiter mich triebst,
 Mildere Sonne! zu dir keh'r' ich getreuer und weiser,
 Friedlich zu werden und froh unter den Blumen zu ruhn.

Die Eichbäume.

Aus den Gärten komm' ich zu euch, ihr Söhne des Berges!
 Aus den Gärten, da lebt die Natur, geduldig und häuslich,
 Pfliegend und wieder gepflegt, mit dem fleißigen Menschen
 zusammen.

Aber ihr, ihr Herrlichen! steht, wie ein Volk von Titanen,
 In der zahmeren Welt und gehört nur euch und dem Himmel,
 Der euch nährt' und erzog, und der Erde, die euch geboren.
 Keiner von euch ist noch in der Menschen Schule gegangen,
 Und ihr drängt euch, fröhlich und frei, aus kräftiger Wurzel
 Unter einander herauf und ergreift, wie der Adler die Beute,
 Mit gewaltigem Arme den Raum, und gegen die Wolken
 Ist euch heiter und groß die sonnige Krone gerichtet.
 Eine Welt ist jeder von euch, wie die Sterne des Himmels
 Lebt ihr, jeder ein Gott, in freiem Bunde zusammen.
 Könnt' ich die Knechtschaft nur erdulden, ich neidete nimmer
 Diesen Wald und schmiegte mich gern ans gesellige Leben.
 Fesselte nur nicht mehr ans gesellige Leben das Herz mich,
 Das von Liebe nicht läßt, wie gern würd' ich unter euch
 wohnen!

An den Aether.

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
 Keiner, o Vater Aether! mich auf; noch ehe die Mutter
 In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
 Fastest du zärtlich mich an und goffest himmlischen Trank mir,
 Mir den heiligen Odem zuerst in den keimenden Busen.
 Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
 Aber du nährtest sie all' mit deinem Nektar, o Vater!
 Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
 Die befeelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
 Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
 Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachsthum.
 Himmlischer! suchst nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
 Streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch
 nicht?

Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse;
 Daß er belebt von dir in deiner Welle sich bade,
 Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überlästigt Gewand ab.
 Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
 Ueber die glänzende Fläche des Stroms, als beehrten auch
 diese

Aus der Woge zu dir; auch den edeln Thieren der Erde
 Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
 Die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht.
 Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt
 In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
 Wie zum Scherze berührt der Fuß der Hirsche den Grassalm,
 Hüpfst wie ein Zephyr über den Bach, der reißend hinab=
 schäumt,

Hin und wieder und schweift, kaum sichtbar, durch die
Gebüsche.

Aber des Aethers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raum genug ist für Alle. Der Pfad ist Keinem bezeichnet.
Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Ueber dem Haupt frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch
mein Herz

Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimath
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht' ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Aethers Halle mich trage.
Thöricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebriecht, woranzum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über den Boden uns aus und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd', o Vater Aether! Vergebens;
Denn es treibt uns die Lust, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meeressluth werfen wir uns, in den freieren Ebenen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unfern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des
Meergotts.

Dennoch genügt ihm nicht! denn der tiefere Ocean reizt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt — o wer dort an jene
Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!
Aber indeß ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo du fremde Gestad' umfängst mit bläulicher Woge,
Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden
Wipfeln,

Vater Aether! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde.

Der Archipelagus.

Kehren die Kraniche wieder zu dir? und suchen zu deinen
 Ufern wieder die Schiffe den Lauf? umathmen erwünschte
 Lüfte dir die beruhigte Fluth, und sonnet der Delphin,
 Aus der Tiefe gelockt, am neuen Lichte den Rücken?
 Blüht Jonien? ist es die Zeit? denn immer im Frühling,
 Wenn den Lebenden sich das Herz erneut und die erste
 Liebe den Menschen erwacht, und goldener Zeiten Erinnerung,
 Komm' ich zu dir und grüß' in deiner Stille dich, Alter!

Immer, Gewaltiger! lebst du noch und ruhest im Schatten
 Deiner Berge, wie sonst; mit Jünglingsarmen umfängst du
 Noch dein liebliches Land, und deiner Töchter, o Vater,
 Deiner Inseln ist noch, der blühenden, keine verloren.
 Kreta steht, und Salamis grünt, umdämmert von Lorbeern,
 Rings von Strahlen umbliht, erhebt zur Stunde des
 Aufgangs

Delos ihr begeistertes Haupt, und Ceos und Chios
 Haben der purpurnen Früchte genug, von trunkenen Hügeln
 Quillt der Cypriertrank, und von Kalauria fallen
 Silberne Bäche, wie einst, in die alten Wasser des Vaters.
 Alle leben sie noch, die Heroenmütter, die Inseln,
 Blühend von Jahr zu Jahr, und wenn zu Zeiten, vom
 Abgrund

Losgelassen, die Flamme der Nacht, das untre Gewitter,
 Eine der Holden ergriff und die Sterbende dir in den Schooß
 sank,

Göttlicher! du, du dauertest aus, denn über den dunkeln
 Tiefen ist Manches schon dir auf- und untergegangen.

Auch die Himmlischen, sie, die Kräfte der Höhe, die stillen,
 Die den heiteren Tag und süßen Schlummer und Ahnung
 Fernher bringen über das Haupt der fühlenden Menschen
 Aus der Fülle der Macht, auch sie, die alten Gespielen,
 Wohnen wie einst mit dir, und oft am dämmernden
 Abend,

Wenn von Asiens Bergen herein das heilige Mondlicht
 Kömmt und die Sterne sich in deiner Woge begegnen,
 Leuchtest du von himmlischem Glanz, und so, wie sie wandeln,
 Wechseln die Wasser dir, es tönt die Weise der Brüder
 Droben, ihr Nachtgesang, im liebenden Busen dir wieder.
 Wenn die allverklärende dann, die Sonne des Tages,
 Sie, des Orients Kind, die wunderthätige, da ist,
 Dann die Lebenden all im goldenen Traume beginnen,
 Den die Dichtende stets des Morgens ihnen bereitet,
 Dir, dem trauernden Gott, dir sendet sie froheren Zauber,
 Und ihr eigen freundliches Licht ist selber so schön nicht,
 Denn das Liebeszeichen, der Kranz, den immer, wie vormals
 Deiner gedenk, doch sie um die graue Locke dir windet.
 Und umfängt der Aether dich nicht? und kehren die Wolken,
 Deine Boten, von ihm mit dem Göttergeschenke, dem Strahle
 Aus der Höhe, dir nicht? Dann sendest du über das Land sie,
 Daß am heißen Gestad' die gewittertrunkenen Wälder
 Rauschen und wogen mit dir, daß bald, dem wandernden
 Sohn gleich,

Wenn der Vater ihn ruft, mit den tausend Bächen Mäander
 Seinen Irren enteilt, und aus der Ebne Kapster
 Dir entgegen frohlockt, und der Erstgeborne, der Alte,
 Der zu lange sich barg, dein majestätischer Nil ist
 Hocherschreitend aus fernem Gebirg, wie im Klange der
 Waffen,

Siegreich kömmt und die offenen Arme der sehrende reichet.

Dennoch einsam dünkst du dir, in schweigender Nacht hört
Deine Wehklage der Fels, und öfter entflieht dir
Zürnend von Sterblichen weg die geflügelte Woge zum
Himmel.

Denn es leben mit dir die edlen Lieblinge nimmer,
Die dich geehrt, die einst mit den schönen Tempeln und
Städten

Deine Gestade bekränzt und immer suchen und missen,
Immer bedürfen ja, wie Heroen den Kranz, die geweihten
Elemente zum Ruhme das Herz der fühlenden Menschen.

Sage, wo ist Athen? ist über den Urnen der Meister
Deine Stadt, die geliebteste dir, an den heiligen Ufern
Trauernder Gott, dir ganz in Asche zusammen gesunken?
Oder ist noch ein Zeichen von ihr, daß etwa der Schiffer,
Wenn er vorüber kömmt, sie nenn' und ihrer gedenke?
Stiegen dort die Säulen empor, und leuchteten dort nicht
Sonst vom Dache der Burg herab die Göttergestalten?
Kauschte dort die Stimme des Volks, die stürmisch bewegte,
Aus der Agora nicht her, und eilt' es aus freudigen Pforten
Dort die Gassen dir nicht zum gesegneten Hafen herunter?
Siehe! da löste sein Schiff der fernhinsinnende Kaufmann,
Froh, denn es wehet' ihm auch die besflügelnde Luft, und
die Götter

Liebten so, wie den Dichter, auch ihn, dieweil er die guten
Gaben der Erd' ausglich und Fernes Nahem vereinte.
Fern nach Cypros ziehet er hin und ferne nach Tyros,
Strebt nach Kolchis hinauf und hinab zum alten Aegyptos,
Daß er Purpur und Wein und Korn und Bliesse gewinne
Für die eigene Stadt, und öfter über des kühnen
Herkules Säulen hinaus, zu neuen seligen Inseln
Tragen die Hoffnungen ihn und des Schiffes Flügel, indessen,

Anders bewegt, am Gestade der Stadt ein einsamer Jüngling
 Weilt und die Woge belauscht, und Großes ahnet der Ernste,
 Wenn er zu Füßen so des erderschütternden Meisters
 Lauschet und sitzt, und nicht umsonst erzog ihn der Meergott.

Denn des Genius Feind, der vielgebietende Perse,
 Jahrlang zählt' er sie schon, der Waffen Menge, der Knechte,
 Spottend des griechischen Lands und seiner wenigen Inseln;
 Und sie dächten dem Herrscher ein Spiel, und noch wie
 ein Traum war

Ihm das innige Volk, vom Göttergeiste gerüstet.
 Leicht aus spricht er das Wort, und schnell wie der flammende
 Bergquell,

Wenn er, furchtbar umher vom gährenden Aetna gegossen,
 Städte begräbt in der purpurnen Fluth und blühende
 Gärten,

Bis der brennende Strom im heiligen Meere sich kühlt:
 So mit dem Könige nun, versengend, städteverwüstend,
 Stürzt von Ekbatana daher sein prächtig Getümmel;
 Weh! und Athene, die Herrliche, fällt; wohl schauen und ringen
 Vom Gebirg, wo das Wild ihr Geschrei hört, fliehende Greise
 Nach den Wohnungen dort zurück und den rauchenden
 Tempeln;

Aber es weckt der Söhne Gebet die heilige Asche
 Nun nicht mehr, im Thal ist der Tod, und die Wolke des
 Brandes

Schwindet am Himmel dahin, und weiter im Lande zu ernten,
 Zieht, vom Frevler erhitzt, mit der Beute der Perse vorüber.

Aber an Salamis' Ufern, o Tag! an Salamis' Ufern,
 Harrend des Endes, stehn die Athenerinnen, die Jungfrau,
 Stehn die Mütter, wiegend im Arm das gerettete Söhnlein;

Aber den Horchenden schallt aus Tiefen die Stimme des
Meergotts

Heilweissagend herauf, es schauen die Götter des Himmels
Wägend und richtend herab, denn dort an den bebenden Ufern
Wankt seit Tagesbeginn, wie langsam wandelnd Gewitter,
Dort auf schäumenden Wassern die Schlacht, und es glühet
der Mittag,

Unbemerkt im Born, schon über dem Haupte den Kämpfern.
Aber die Männer des Volks, die Heroenenkel, sie walten
Helleren Auges jetzt, die Götterliebtinge denken
Des beschiedenen Glücks, es zähmen die Kinder Athene's
Ihren Genius, ihn, den todverachtenden, jetzt nicht.
Denn wie aus rauchendem Blut das Wild der Wüste noch
einmal

Sich zuletzt verwandelt erhebt, der edleren Kraft gleich,
Und den Jäger erschreckt, kehrt jetzt im Glanze der Waffen,
Bei der Herrscher Gebot furchtbargesammelt, den Wilden
Mitten im Untergang die ermattete Seele noch einmal.
Und entbrannter beginnt's; wie Paare ringender Männer,
Fassen die Schiffe sich an, in die Woge taumelt das Steuer,
Unter den Streitern bricht der Boden, und Schiffer und
Schiff sinkt.

Aber in schwindelnden Traum vom Liede des Tages gesungen,
Rollt der König den Blick; irrlächelnd über den Ausgang,
Droht er und fleht und frohlockt und sendet wie Blitze
die Boten;

Doch er sendet umsonst, es kehret keiner ihm wieder.
Blutige Boten, Erschlagne des Heers und berstende Schiffe
Wirft die Rächerin ihm zahllos, die donnernde Woge,
Vor den Thron, wo er sitzt am bebenden Ufer, der Arme,
Schauend die Flucht, und fort in die fliehende Menge gerissen,

Eilt er, ihn treibt der Gott, es treibt sein irrend Geschwader
 Ueber die Fluthen der Gott, der spottend sein eitel Geschmeid
 ihm
 Endlich zerschlug und den Schwachen erreicht' in der drohenden
 Rüstung.

Aber liebend zurück zum einsam harrenden Strome
 Kommt der Athener Volk, und von den Bergen der Heimath
 Wogen, freudig gemischt, die glänzenden Schaaren herunter
 Ins verlassene Thal, ach! gleich der gealterten Mutter,
 Wenn nach Jahren das Kind, das verloren geachtete, wieder
 Lebend ihr an den Busen kehrt, ein erwachsener Jüngling,
 Aber im Gram ist ihr die Seele gewelkt, und die Freude
 Kömmt der Hoffnungsmliden zu spät, und mühsam ver-
 nimmt sie,

Was der liebende Sohn in seinem Danke geredet:
 So erscheint den Kommenden dort der Boden der Heimath.
 Denn es fragen umsonst nach ihren Hainen die Frommen,
 Und die Sieger empfängt die freundliche Pforte nicht wieder,
 Wie den Wanderer sonst sie empfing, wenn er froh von den
 Inseln

Wiederkehrt' und die selige Burg der Mutter Athene
 Ueber sehndem Haupt ihm fernherglänzend heraufging.
 Aber wohl sind ihnen bekannt die verödeten Gassen
 Und die trauernden Gärten umher; und auf der Agora,
 Wo des Pörtikus Säulen gestürzt und die göttlichen Bilder
 Liegen, da reicht, in der Seele bewegt und der Treue sich
 freuend,

Jetzt das liebende Volk zum Bunde die Hände sich wieder.
 Bald auch suchet und sieht den Ort des eigenen Hauses
 Unter dem Schutte der Mann; ihm weint am Halse, der
 trauten

Schlummerstätte gedenk, sein Weib, es fragen die Kindlein
 Nach dem Tische, wo sonst in lieblicher Reihe sie saßen,
 Von den Vätern gesehn, den lächelnden Göttern des Hauses.
 Aber Gezelte bauet das Volk, es schließen die alten
 Nachbarn wieder sich an, und nach des Herzens Gewohnheit
 Ordnen die lüftigen Wohnungen sich umher an den Hügel.
 So indessen wohnen sie nun, wie die Freien, die Alten,
 Die, der Stärke gewiß und dem kommenden Tage ver-
 trauend,

Wandernden Vögeln gleich, mit Gesange von Berge zu
 Berg einst

Bogen, die Fürsten des Forsts und des weitumirrenden
 Stromes.

Doch umfängt noch, wie sonst, die Muttererde, die treue,
 Wieder ihr edel Volk, und unter heiligem Himmel
 Ruhen sie sanft, wenn milde, wie sonst, die Lüfte der Jugend
 Um die Schlafenden wehn und aus Platanen Flissus
 Ihnen herüberrauscht und, neue Tage verkündend,
 Lockend zu neuen Thaten, bei Nacht die Woge des Meergotts
 Fernher tönt und fröhliche Träume den Lieblingen sendet.
 Schon auch sprossen und blühen die Blumen mählig, die
 goldnen;

Auf zertretenem Feld, von frommen Händen gewartet,
 Grünet der Delbaum auf, und auf Kolonos' Gefilden
 Nähren, friedlich wie sonst, die athenischen Kasse sich wieder.

Aber der Muttererd' und dem Gott der Woge zu Ehren,
 Blühet die Stadt jetzt auf, ein herrlich Gebild, dem Gestirn
 gleich

Sicher gegründet, des Genius Werk, denn Fesseln der Liebe
 Schafft er gerne sich so, so hält in großen Gestalten,
 Die er selbst sich erbaut, der Immerrege sich bleibend.

Sieh! und dem Schaffenden dienet der Wald, ihm reicht
mit den andern
Bergen nahe zur Hand der Pentele Marmor und Erze.
Aber lebend, wie er, und froh und herrlich entquillt es
Seinen Händen, und leicht, wie der Sonne, gedeiht das
Geschäft ihm.

Brunnen steigen empor, und über die Hügel in reinen
Bahnen gelenkt, ereilt der Quell das glänzende Becken;
Und umher an ihnen erglänzt gleich festlichen Helden,
Am gemeinsamen Kelch, die Reihe der Wohnungen, hoch ragt
Der Prytanen Gemach, es stehn Gymnasien offen,
Göttertempel entstehn, ein heiligkühner Gedanke,
Steigt, Unsterblichen nah, das Olympion auf in den Aether
Aus dem seligen Hain; noch manche der himmlischen Hallen!
Mutter Athene, dir auch, dir wuchs dein herrlicher Hügel
Stolzer aus der Trauer empor und blühte noch lang dem
Gott der Wogen und dir, und deine Lieblinge sangen
Frohversammelt noch oft am Vorgebirge den Dank dir.

O die Kinder des Glücks, die frommen! wandeln sie fern nun
Bei den Vätern daheim, und der Schicksalstage vergessen,
Drüben am Lethestrom, und bringt kein Sehnen sie wieder?
Sieht mein Auge sie nie? ach! findet über den tausend
Pfadern der grünenden Erd', ihr göttergleichen Gestalten!
Euch das suchende nie, und vernahm ich darum die Sprache,
Darum die Sage von euch, daß immertrauernd die Seele
Vor der Zeit mir hinab zu euern Schatten entfliehe?
Aber näher zu euch, wo eure Haine noch wachsen,
Wo sein einsames Haupt in Wolken der heilige Berg hüllt,
Zum Parnassos will ich, und wenn, im Dunkel der Eiche
Schimmernd, mir Irrenden dort Kastalias Quelle begegnet,
Will ich, mit Thränen gemischt, aus blüthenumdufteter Schale

Dort auf keimendes Grün das Wasser gießen, damit doch,
 O ihr Schlafenden all', ein Todtenopfer euch werde.
 Dort im schweigenden Thal, an Tempe's hangenden Felsen
 Will ich wohnen mit euch, dort oft, ihr herrlichen Namen!
 Her euch rufen bei Nacht, und wenn ihr zürnend erscheint,
 Weil der Pflug die Gräber entweicht, mit der Stimme des
 Herzens

Will ich, mit frommem Gesang euch süßnen, heilige Schatten!
 Bis, zu leben mit euch, sich ganz die Seele gewöhnet.
 Fragen wird der Geweihtere dann euch Manches, ihr Todten!
 Euch, ihr Lebenden, auch, ihr hohen Kräfte des Himmels,
 Wenn ihr über dem Schutt mit euren Jahren vorbeigeht,
 Ihr in der sicheren Bahn! denn oft ergreift das Irrsal
 Unter den Sternen mir, wie schaurige Lüfte, den Busen,
 Daß ich spähe nach Rath, und lang schon reden sie nimmer
 Trost den Bedürftigen zu, die prophetischen Haine Dodona's:
 Stumm ist der delphische Gott, und einsam liegen und öde
 Längst die Pfade, wo einst, von Hoffnungen leise geleitet,
 Fragend der Mann zur Stadt des redlichen Sehers her-
 aufstieg.

Aber droben das Licht, es spricht noch heute zu Menschen,
 Schöner Deutungen voll, und des großen Donnerers
 Stimme

Ruft es: „Denket ihr mein?“ und die trauernde Woge
 des Meergotts

Hallt es wieder: „Gedenkt ihr nimmer meiner, wie vormal's?“
 Denn es ruhn die Himmlischen gern am fühlenden Herzen,
 Immer wie sonst geleiten sie noch, die begeisternden Kräfte,
 Gerne den strebenden Mann, und über den Bergen der
 Heimath

Ruht und waltet und lebt allgegenwärtig der Aether,
 Daß ein liebendes Volk, in des Vaters Armen gesammelt,

Menschlich freudig, wie sonst, und Ein Geist allen gemein sei.
 Aber, weh! es wandelt in Nacht, es wohnt wie im Orkus
 Ohne Göttliches unser Geschlecht. Aus eigene Treiben
 Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt
 Höret Jeglicher nur, und viel arbeiten die Wilden
 Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer
 Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen:
 Bis, erwacht vom ängstigen Traum, die Seele den Menschen
 Aufgeht, jugendlich froh, und der Liebe segnender Odem
 Wieder, wie vormals oft, bei Hellas' blühenden Kindern
 Wehet in neuer Zeit, und über freierer Stirne
 Uns der Geist der Natur, der fernherwandelnde, wieder
 Stilleweisend der Gott in goldenen Wolken erscheint.
 Ach! und säumest du noch? und Jene, die göttlich geboren,
 Wohnen immer, o Tag! noch all in den Tiefen der Erde
 Einsam unten, indeß ein immerlebender Frühling
 Unbefungen über dem Haupt den Schlafenden dämmert?
 Aber länger nicht mehr! schon hör' ich ferne des Festtags
 Chorgesang auf grünem Gebirg und das Echo der Haine,
 Wo der Jünglinge Brust sich hebt, wo die Seele des Volks sich
 Still vereint in freierem Lied, zur Ehre des Gottes,
 Dem die Höhe gebührt, doch auch die Thale sind heilig;
 Denn, wo fröhlich der Strom in wachsender Jugend
 hinausleilt

Unter Blumen des Lands, und wo auf sonnigen Ebenen
 Edles Korn und der Obstwald reift, da kränzen am Feste
 Gerne die Frommen sich auch, und auf dem Hügel der Stadt
 glänzt,

Menschlicher Wohnung gleich, die himmlische Halle der Freude.
 Denn voll göttlichen Sinns ist alles Leben geworden,
 Und vollendend, wie sonst, erscheinst du wieder den Kindern
 Ueberall, o Natur! und wie vom Quellengebirg rinnt

Segen von da und dort in die keimende Seele dem Volke.
 Dann, dann, o ihr Freuden Athens! ihr Thaten in Sparta!
 Köstliche Frühlingszeit im Griechenlande! wenn unser
 Herbst kömmt, wenn ihr, gereift, ihr Geister alle der Vorwelt!
 Wiederkehret und, siehe! des Jahrs Vollendung ist nahe:
 Dann erhalte das Fest auch euch, vergangene Tage!
 Hin nach Hellas schaue das Volk, und weinend und dankend
 Sänftige sich in Erinnerungen der stolze Triumphtag!

Aber blühet indeß, bis unsre Früchte beginnen,
 Blüht, ihr Gärten Joniens, nur, und die an Athens Schutt
 Grünen, ihr Holden! verbergt dem schauenden Tage die
 Trauer!

Kränzt mit ewigem Laub, ihr Lorbeerwälder! die Hügel
 Eurer Todten umher, bei Marathon dort, wo die Knaben
 Siegend starben, ach! dort auf Chäroneas Gefilden,
 Wo mit den Waffen hinaus die letzten Athener enteilten,
 Fliehend vor dem Tage der Schmach; dort, dort von den
 Bergen

Klagt ins Schlachtthal täglich herab, dort singet von Deta's
 Gipfeln das Schicksalslied, ihr wandelnden Wasser, herunter!
 Aber du, unsterblich, wenn auch der Griechengesang schon
 Dich nicht feiert, wie sonst, aus deinen Wogen, o Meergott!
 Töne mir in die Seele noch oft, daß über den Wassern
 Furchtlos rage der Geist, dem Schwimmer gleich, in der
 Starcken

Frischem Glücke sich üb' und die Göttersprache, das Wechseln
 Und das Werden, versteh'; und wenn die reißende Zeit mir
 Zu gewaltig das Haupt ergreift, und die Noth und das Irrsal
 Unter Sterblichen mir mein sterblich Leben erschütteret,
 Laß der Stille mich dann in deiner Tiefe gedenken!

Andenken.

Der Nordost weht,
 Der liebste unter den Winden
 Mir, weil er feurigen Geist
 Und gute Fahrt verheißet den Schiffern.
 Geh aber nun und grüße
 Die schöne Garonne
 Und die Gärten von Bourdeaux,
 Dort wo am schroffen Ufer
 Hingehet der Steg und in den Strom
 Tief fällt der Bach, darüber aber
 Hinschauet ein edel Paar
 Von Eichen und Silberpappeln!

Noch denket das mir wohl, und wie
 Die breiten Gipfel neiget
 Der Ulmwald über die Mühl',
 Im Hofe aber wächst ein Feigenbaum,
 An Feiertagen gehn
 Die braunen Frauen daselbst
 Auf seidnen Boden,
 Zur Märzzeit,
 Wenn gleich ist Nacht und Tag,
 Und über langsamen Stegen,
 Von goldenen Träumen schwer,
 Einwiegende Lüfte ziehen.

Es reiche aber,
 Des dunkeln Lichtes voll,
 Mir Einer den dustenden Becher,
 Damit ich ruhen möge: denn süß

Wär' unter Schatten der Schummer.
Nicht ist es gut,
Seellos vor sterblichen
Gedanken zu sein, doch gut
Ist ein Gespräch und zu sagen
Des Herzens Meinung, zu hören viel
Von Tagen der Lieb'
Und Thaten, welche geschahen.

Wo aber sind die Freunde? Bellarmin
Mit dem Gefährten? Mancher
Trägt Scheue, an die Quelle zu gehn;
Es beginnt nämlich der Reichtum
Im Meere. Sie,
Wie Maler, bringen zusammen
Das Schöne der Erd' und verschmähn
Den geflügelten Krieg nicht, und
Zu wohnen einsam, jahrlang, unter
Dem entlaubten Mast, wo nicht die Nacht durchglänzen
Die Feiertage der Stadt,
Und Saitenspiel und eingeborner Tanz nicht.

Nun aber sind zu Indiern
Die Männer gegangen,
Dort an der lustigen Spitz'
An Traubenbergen, wo herab
Die Dordogne kommt
Und zusammen mit der prächt'gen
Garonne meerbreit
Ausgeheth der Strom. Es mehret aber
Und gibt Gedächtniß die See,
Und die Lieb' auch heftet fleißig die Augen,
Was bleibt aber, stiften die Dichter.

Die Wanderung.

Glückselig Suevien, meine Mutter!
 Auch du, der glänzenderen, der Schwester
 Lombarda drüben gleich,
 Von hundert Bächen durchflossen!
 Und Bäume genug, weißblühend und röthlich,
 Und dunklere, wild, tief grünenden Laubs voll —
 Und Alpengebirg auch überschattet,
 Uralt es, dich; denn nah dem Herde des Hauses
 Wohnst du und hörst, wie drinnen
 Aus silbernen Opferschalen
 Der Quell rauscht, ausgeschüttet
 Von reinen Händen, wenn berührt
 Von warmen Strahlen
 Krystallenes Eis, und umgestürzt
 Vom leichtanregenden Lichte
 Der schneeige Gipfel übergießt die Erde
 Mit reinstem Wasser. Darum ist
 Dir angeboren die Treue. Schwer verläßt,
 Was nahe dem Ursprung wohnt, den Ort.
 Und deine Kinder, die Städte
 Am weithindämmernden See,
 An Neckars Weiden, am Rheine,
 Sie alle meinen, es wäre
 Sonst nirgend besser zu wohnen.
 Ich aber will dem Kaukasos zu!
 Denn sagen hört' ich
 Noch heut in den Lüften:

Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter.
 Auch hat in jüngern Tagen
 Sonst Eines mir vertraut:
 Es seien vor alter Zeit
 Die Unsrigen einst, ein sinnig Geschlecht,
 Still fortgezogen von Wellen der Donau,
 Dort mit der Sonne Kindern
 Am Sommertage, da diese
 Sich Schatten suchten, zusammen
 Am schwarzen Meere gekommen,
 Und nicht umsonst sei dies
 Das gastfreundliche genennet.
 Denn als ihr Staunen vorüber war,
 Da nahen die Andern zuerst; dann setzten auch
 Die Unseren sich neugierig unter den Delbaum.
 Doch, als sich ihre Gewande berührt,
 Und Keiner vernehmen konnte
 Die eigene Rede des Andern, wäre wohl
 Entstanden ein Zwist, wenn nicht aus Zweigen herunter
 Gekommen wäre die Kühlung,
 Die Lächeln über das Angesicht
 Der Streitenden öfters breitet; und eine Weile
 Sah'n still sie auf. Dann reichten sie sich
 Die Hände liebend einander. Und bald
 Vertauschten sie Waffen und all'
 Die lieben Güter des Hauses,
 Vertauschten das Wort auch, und es wünschten
 Die freundlichen Väter umsonst nichts
 Beim Hochzeitjubiläum den Kindern.
 Denn aus den Heiligvermählten
 Wuchs schöner, denn Alles,
 Was vor und nach

Von Menschen sich nennt', ein Geschlecht auf.
 Wo aber wohnt ihr, liebe Verwandten,
 Daß wir das Bündniß wiederbegeh'n
 Und der theuern Ahnen gedenken?
 Dort an den Ufern, unter den Bäumen
 Jonias, in Ebenen des Kaystros,
 Wo Kraniche, des Aethers froh,
 Umschlossen sind von fernhindämmern den Bergen,
 Dort wart auch ihr, ihr Schönsten! oder pflegtet
 Der Inseln, die, mit Wein bekränzt,
 Voll tönten von Gesang; noch Andere wohnten
 Am Tayget, am vielgepriesnen Hymettos,
 Und diese blühten zuletzt. Doch von
 Parnassos' Quell bis zu des Imolos
 Goldglänzenden Bächen erklang
 Ein ewig Lied. So rauschten
 Die heiligen Wälder und all'
 Die Saitenspiele zusammt,
 Von himmlischer Milde gerühret.
 O Land des Homer!
 Am purpurnen Kirschbaum, oder wenn,
 Von dir gesandt, im Weinberg mir
 Die jungen Pfirsiche grünen,
 Und die Schwalbe fernher kommt und Vieles erzählend
 An meinen Wänden ihr Haus baut, in
 Den Tagen des Mais, auch unter den Sternen
 Gedenk' ich; o Jonia! dein. Doch Menschen
 Ist Gegenwärtiges lieb. Drum bin ich
 Gekommen, euch, ihr Inseln, zu sehn und euch,
 Ihr Mündungen der Ströme, o ihr Hallen der Thetis,
 Ihr Wälder, euch und euch, ihr Wolken des Ida!
 Doch nicht zu bleiben gedenk' ich,

Unfreundlich ist und schwer zu gewinnen
 Die Verschlossene, der ich entkommen, die Mutter.
 Von ihren Söhnen einer, der Rhein,
 Mit Gewalt wollt' er an's Herz ihr stürzen und schwand,
 Der Zurückgestoßene, niemand weiß, wohin in die Ferne.
 Doch nicht so wünscht' ich gegangen zu sein
 Von ihr, und nur euch einzuladen
 Bin ich zu euch, ihr Grazien Griechenlands,
 Ihr Himmelstöchter, gewandert,
 Daß, wenn die Reise zu weit nicht ist,
 Zu uns ihr kommet, ihr Holden!
 Wenn milder athmen die Lüfte,
 Und liebende Pfeile der Morgen
 Uns Allzugesuldigen schießt,
 Und leichte Gewölke blühen
 Uns über den schlichternen Augen,
 Dann werden wir sagen, wie kommt
 Ihr, Charitinnen, zu Wilden?
 Die Dienerinnen des Himmels
 Sind aber wunderbar,
 Wie alles Göttlichgeborne.
 Zum Traume wird's ihm, will es Einer
 Beschleichen, und straft Den, der
 Ihm gleichen will, mit Gewalt.
 Oft überrascht es Den,
 Der eben kaum es gehofft hat.

Der Rhein.

Fragment.

Im dunkeln Ephen saß ich, an der Pforte
 Des Waldes, eben da der goldene Mittag,
 Den Quell besuchend, herunterkam
 Von Treppen des Alpgebirgs,
 Daß mir die göttlichgebaute,
 Die Burg der Himmlischen heißt
 Nach alter Meinung, wo aber
 Geheim noch Manches entschieden
 Zu Menschen gelanget; von da
 Vernahm ich ohne Vermuthen
 Ein Schicksal, denn noch kaum
 War mir, im warmen Schatten
 Sich Manches beredend, die Seele
 Italia zugeschweift
 Und fernhin an die Küsten Morea's.

Jetzt aber, drinn im Gebirg
 Tief unter den silbernen Gipfeln
 Und unter fröhlichem Grün,
 Wo die Wälder schauernd zu ihm
 Und der Felsen Häupter übereinander
 Hinabschaun, taglang, dort
 Im kältesten Abgrund hört'
 Ich um Erlösung jammern
 Den Jüngling, es hörten ihn, wie er tobt'

Und die Mutter Erd' anklagt'
 Und den Donnerer, der ihn gezeuget,
 Erbarmend die Eltern, doch
 Die Sterblichen flohn von dem Ort,
 Denn furchtbar war, da lichtlos er
 In den Fesseln sich wälzte,
 Das Rasen des Halbgotts.

Die Stimme war's des edelsten der Ströme,
 Des freigeborenen Rheins,
 Und Anderes hoffte der, als droben von den Brüdern,
 Dem Tessin und dem Rhodanus,
 Er schied und wandern wollt', und ungeduldig ihn
 Nach Asia trieb die königliche Seele.
 Doch unverständlich ist
 Das Wünschen vor dem Schicksal.
 Die Blindesten aber
 Sind Göttersöhne, denn es kennet der Mensch
 Sein Haus, und dem Thier ward, wo
 Es bauen solle, doch jenen ist
 Der Fehl, daß sie nicht wissen, wohin?
 In die unerfahrne Seele gegeben.

Ein Räthsel ist Reinent sprungenes. Auch
 Der Gesang kaum darf es enthüllen. Denn
 Wie du anfingst, wirst du bleiben,
 So viel auch wirkt die Noth
 Und die Zucht, das Meiste nämlich
 Vermag die Geburt
 Und der Lichtstrahl, der
 Dem Neugeborenen begegnet.
 Wo aber ist Einer,

Um frei zu bleiben
 Sein Lebenlang und des Herzens Wunsch
 Allein zu erfüllen, so
 Aus himmlisch günstigen Höhen
 Und so aus reinestem Schooße
 Glücklich geboren, wie jener?
 Drum ist ein Fauchzen sein Wort.
 Nicht liebt er, wie andere Kinder,
 In Wickelbanden zu weinen;
 Und wenn wo die Ufer sich ihm
 An die Seite schleichen, die krummen,
 Und, durstig umwindend ihn,
 Den Unbedachten, zu ziehn
 Und wohl zu behüten begehren
 Im eignen Schlunde, lachend,
 Zerreißt er die Schlangen und stürzt
 Mit der Beut', und wenn in der Eil'
 Ein Größerer ihn nicht zähmt,
 Ihn wachsen läßt, — wie der Blitz muß er
 Die Erde spalten, und wie Bezauberte fliehn
 Die Wälder ihm nach und zusammensinkend die Berge.

Ein Gott will aber sparen den Söhnen
 Das eilende Leben und lächelt,
 Wenn unenthaltfam, aber gehemmt
 Von heiligen Alpen, ihm
 In der Tiefe, wie jener, zürnen die Ströme.
 In solcher Esse wird dann
 Auch alles Laudre geschmiedet,
 Und schön ist's, wie er drauf,
 Nachdem er die Berge verlassen,
 Stillwandelnd sich im deutschen Lande

Begnüget und das Sehnen stillt
 Im guten Geschäfte, wenn er das Land baut,
 Der Vater Rhein, und liebe Kinder nährt
 In Städten, die er gegründet.

Doch nimmer, nimmer vergift er's.
 Denn eher muß die Wohnung vergehn
 Und die Sazung und zum Unbild werden
 Der Tag der Menschen, ehe vergessen
 Ein Solcher dürfte den Ursprung
 Und die reine Stimme der Jugend.
 Wer war es, der zuerst
 Die Liebesbande verderbt
 Und Stricke von ihnen gemacht hat?
 Dann haben des eigenen Rechts
 Und gewiß des himmlischen Feuers
 Gespottet die Trotzigen, dann erst,
 Die sterblichen Pfade verachtend,
 Berwegnes erwählt
 Und den Göttern gleich zu werden getrachtet.

Es haben aber an eigner
 Unsterblichkeit die Götter genug, und bedürfen
 Die Himmlischen eines Dings,
 So sind's Heroen und Menschen
 Und Sterbliche sonst. Denn weil
 Die Seligsten nichts fühlen von selbst,
 Muß wohl, wenn Solches zu sagen
 Erlaubt ist, in der Götter Namen
 Theilnehmend fühlen ein Andrer —
 Den brauchen sie; jedoch ihr Gericht

Ist, daß sein eigenes Haus
 Zerbreche der und das Liebste
 Wie den Feind schelt' und sich Vater und Kind
 Begrabe unter den Trümmern,
 Wenn Einer, wie sie, sein will und nicht
 Ungleiches dulden, der Schwärmer.
 Drum wohl ihm, welcher fand
 Ein wohlbeschiedenes Schicksal,
 Wo noch der Wanderungen
 Und süß der Leiden Erinnerung
 Aufrauscht am sichern Gestade,
 Daß da und dorthin gern
 Er sehn mag bis an die Grenzen,
 Die bei der Geburt ihm Gott
 Zum Aufenthalte gezeichnet.
 Dann ruht er, selig bescheiden,
 Denn Alles, was er gewollt,
 Das Himmlische, von selber umfängt
 Es unbezwungen, lächelnd
 Jetzt, da er ruhet, den Kühlen.

Halbgötter denk' ich jetzt,
 Und kennen muß ich die Theuern,
 Weil oft ihr Leben so
 Die sehnende Brust mir bewegt.
 Wem aber, wie dir,
 Unüberwindlich die Seele,
 Die stark ausdauernde, ward
 Und sicherer Sinn
 Und süße Gabe, zu hören,
 Zu reden so, daß er aus heiliger Fülle
 Wie der Weingott thörig, göttlich

Und gesetzlos sie, die Sprache der Reinesten gibt,
 Verständlich den Guten, aber mit Recht
 Die Achtungslosen mit Blindheit schlägt,
 Die entweichenden Knechte, — wie nenn' ich den Fremden?
 Die Söhne der Erde sind, wie die Mutter,
 Allliebend, so empfangen sie auch
 Mühslos, die Glücklichen, Alles.
 Drum überraschet es auch
 Und schreckt den sterblichen Mann,
 Wenn er den Himmel, den
 Er mit den liebenden Armen
 Sich auf die Schultern gehäuft,
 Und die Last der Freude bedenket.
 Dann scheint ihm oft das Beste,
 Fast ganz vergessen da,
 Wo der Strahl nicht brennt,
 Im Schatten des Walds,
 In frischer Grüne zu sein.
 Und, sorglos arm an Tönen,
 Anfängern gleich, bei Nachtigallen zu lernen.
 Und herrlich ist's, aus heiligem Schlafe dann
 Erstehen und, aus Waldeskühle
 Erwachend, Abends nun
 Dem mildern Licht entgegenzugehen,
 Wenn, der die Berge gebaut
 Und den Pfad der Ströme gezeichnet,
 Nachdem er lächelnd auch
 Der Menschen geschäftiges Leben,
 Das odemarme, wie Segel
 Mit seinen Lüften gelenkt hat,
 Auch ruht und vor der Schülerin jetzt,
 Der Bildner vor der Braut,

Der herrliche Pygmalion,
Der Tagsgott vor der Erde sich neiget.

Dann feiern das Brautfest Menschen und Götter,
Es feiern die Lebenden all,
Und ausgeglichen
Ist eine Weile das Schicksal.
Und die Flüchtlinge suchen die Herberg'
Und süßen Schlummer die Tapfern.
Die Liebenden aber
Sind, was sie waren, sie sind
Zu Hause, wo die Blume sich freuet
Unschädlicher Gluth, und die finstern Bäume
Der Geist umsäufelt, aber die Unversöhnten
Sind umgewandelt und eilen,
Die Hände sich ehe zu reichen,
Bevor das freundliche Licht
Hinuntergeht und die Nacht kommt.

Hyperions Schicksalslied.

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, athmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe,
Blühet ewig
Ihnen der Geist,
Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrlang ins Ungewisse hinab.



Jugendgedichte.

Das menschliche Leben.

Im December 1785.

Menschen, Menschen! was ist euer Leben,
Eure Welt, die thränenvolle Welt,
Dieser Schauplatz, kann er Freuden geben,
Wo sich Trauern nicht dazu gesellt?
O! die Schatten, welche euch umschweben,
Die sind euer Freudenleben.

Thränen, fließt! o fließet, Mitleidsthänen,
Tadel, Reue, Tugend, Spott der Welt,
Wiederkehr zu ihr, ein neues Sehnen,
Banges Seufzen, das die Leiden zählt,
Sind der armen Sterblichen Begleiter,
O, nur allzu wenig heiter!

Banger Schauer faßt die trübe Seele,
Wenn sie jene Thorenfreuden sieht,

Welt, Verführung, manches Guten Hölle,
 Flieht von mir, auf ewig immer flieht!
 Ja gewiß, schon manche gute Seele hat, betrogen
 Euer tödtend Gift gesogen.

Wann der Sünde dann ihr Urtheil tönet,
 Des Gewissens Schreckensreue sie lehrt,
 Wie die Lasterbahn ihr Ende krönet,
 Schmerz, der ihr Gebein versehrt!
 Dann sieht das verirrte Herz zurücke;
 Neue schluchzen seine Blicke.

Und die Tugend bietet ihre Freuden
 Gerne Mitleid lächelnd an,
 Doch die Welt — bald streut sie ihre Leiden
 Auch auf die zufrieden heitre Bahn:
 Weil sie Dem, der Tugendfreuden kennet,
 Sein zufrieden Herz nicht gönnet.

Tausend mißgunstvolle Lästereien
 Sucht sie dann, daß ihr die Tugend gleicht;
 Beißend spotten dann des Neides Zungen,
 Bis die arme Unschuld ihnen weicht;
 kaum verflossen etlich Freudentage,
 Sieh, so sinkt der Tugend Wage.

Etlich' Kämpfe — Tugend und Gewissen —
 Nur noch schwach bewegen sie das Herz,
 Wieder umgefallen! — und es fließen
 Neue Thränen, neuer Schmerz!
 O du Sünde, Dolch der edlen Seelen,
 Muß denn jede dich erwählen?

Schwachheit, nur noch etlich' Augenblicke,
So entfliehst du, und dann göttlich schön
Wird der Geist verklärt, ein bessres Glück
Wird dann glänzender mein Auge sehn;
Bald umgibt dich, unvollkommne Hülle,
Dunkle Nacht, des Grabes Stille.

An die Nachtigall.

1786.

Dir flüstert's leise, Nachtigall! Dir allein,
Dir, süße Träumeweckerin! sagt es nur
Die Saite. — Stella's wehmuthsvoller
Seufzer — er raubte mein Herz — dein Kehlchen —

Es klagte — o, es klagte! — wie Stella ist's.
Starr sah ich hin beim Seufzer, wie, als dein Lied
Am liebevollsten schlug, am schönsten
Aus der melodischen Kehle strömte.

Dann sah ich auf, sah bebend, ob Stella's Blick
Mir lächle — ach, ich suche dich, Nachtigall!
Und du verbirgst dich — Wem, o Stella!
Seufzest du? Sangest du mir, du Süße?

Doch nein! doch nein! ich will es ja nicht, dein Lied,
Von ferne will ich lauschen — o, singe dann!
Die Seele schläft — und plötzlich schlägt die
Brust mir empor zum erhabnen Lorbeer.

O Stella! sag' es, sag' es! — ich bebe nicht! —
Es tödtete die Wonne, geliebt zu sein,
Den Schwärmer. — Aber trauernd will ich
Deinen beglückten Geliebten segnen.

An meinen B.

1786.

Freund! wo über das Thal schauerlich Wald und Fels
Herhängt, wo das Gefild leise die Erms durchschleicht
Und das Reh des Gebirges
Stolz an ihrem Gestade geht,

Wo im Anabengelock heiter und unschuldsvoll
Wen'ge Stunden mir einst lächelnd vorüberfloh —
Dort sind Hütten des Segens,
Freund! du kennest die Hütten auch.

Dort am schattichten Hain wandelt Amalia.
Segne, segne mein Lied, kränze die Harfe mir,
Denn sie nannte den Namen,
Den, du weißt's, des Getümmels Ohr

Nicht zu kennen verdient. Stille, der Tugend nur
Und der Freundschaft bekannt, wandelt die Gute dort.
Liebes Mädchen, es trübe
Nie dein himmlisches Auge sich!

Die Stille.

1788.

Die du schon mein Knabenherz entzücktest,
Welcher schon die Knabenthräne floß,
Die du früh dem Lärm der Thoren mich entrücktest,
Besser mich zu bilden, nahmst in Mutterschooß,

Dein, du Sanfte! Freundin aller Lieben!
Dein, du Immertreue! sei mein Lied!
Treu bist du in Sturm und Sonnenschein geblieben,
Bleibst mir treu, wenn einst mich Alles, Alles flieht.

Jene Ruhe, jene Himmelswonne —
O, ich wußte nicht, wie mir geschah,
Wenn so oft in stiller Pracht die Abendsonne
Durch den dunkeln Wald zu mir heruntersah.

Du, o du nur hattest ausgegossen
Jene Ruhe in des Knaben Sinn,
Jene Himmelswonne ist aus dir geflossen,
Höre Stille, holde Freudegeberin!

Dein war sie, die Thräne, die im Haine
Auf den abgepflückten Erdbeerstrauß
Mir entfiel — mit dir ging ich im Mondenscheine
Dann zurück ins liebe, elterliche Haus.

Fernher sah ich schon die Kerzen schimmern,
Schon war's Suppenzeit — ich eilte nicht,
Spähte stillen Lächelns nach des Kirchhofs Wimmern,
Nach dem dreigefüßten Roß am Hochgericht.

War ich endlich staubigt angekommen,
Theilt' ich erst den welken Erdbeerstrauß,
Rühmend, wie mit saurer Müh' ich ihn bekommen,
Unter meine dankenden Geschwister aus;

Nahm dann eilig, was vom Abendessen
An Kartoffeln mir noch übrig war,
Schlich mich in der Stille, wenn ich satt gegessen,
Weg von meinem lustigen Geschwisterpaar.

O, in meines kleinen Stübchens Stille
War mir dann so über Alles wohl;
Wie im Tempel war mir's in der Nächte Hülle,
Wenn so einsam von dem Thurm die Glocke scholl.

Alles schwieg und schlief, ich wacht' alleine;
Endlich wiegte mich die Stille ein,
Und von meinem dunkeln Erdbeerhaine
Träumt' ich und vom Gang im stillen Mondenschein.

Als ich weggerissen von den Meinen,
Aus dem lieben elterlichen Haus,
Unter Fremden irrte, wo ich nimmer weinen
Durfte, in das bunte Weltgewirr hinaus:

O, wie pflegtest du den armen Jungen,
Theure, so mit Mutterzärtlichkeit,
Wenn er sich im Weltgewirre müd gerungen,
In der lieben, wehmuthsvollen Einsamkeit!

Als mir nach dem wärmern, vollern Herzen
Feuriger jetzt stürzte Jünglingsblut:
O, wie schweigtest du oft ungestüme Schmerzen,
Stärktest du den Schwachen oft mit neuem Muth!

Jetzt belausch' ich oft in deiner Hütte
Meinen Schlachtenstürmer Ossian,
Schwebe oft in schimmernder Seraphen Mitte
Mit dem Sänger Gottes, Klopstock, himmelan.

Gott! und wenn durch stille Schattenhecken
Mir mein Mädchen in die Arme fliegt,
Und die Hasel, ihre Liebenden zu decken,
Sorglich ihre grünen Zweige um uns schmiegt; —

Wenn im ganzen segensvollen Thale
Alles dann so stille, stille ist,
Und die Freudenthräne, hell im Abendstrahle,
Schweigend mir mein Mädchen von der Wange wischt; —

Oder wenn in friedlichen Gefilden
Mir mein Herzensfreund zur Seite geht
Und, mich ganz dem edlen Jüngling nachzubilden,
Einzig vor der Seele der Gedanke steht,

Und wir bei den kleinen Kimmernissen
Uns so sorglich in die Augen sehn,
Wenn so sparsam öfters und so abgerissen
Uns die Worte von der ernstestn Lippe gehn —

Schön, o schön sind sie, die stillen Freuden,
Die der Thoren wilder Lärm nicht kennt,
Schöner noch die stillen, gottergebenen Leiden,
Wann die fromme Thräne von dem Auge rinnt!

Drum, wenn Stürme einst den Mann umgeben,
Nimmer ihn der Jugendsinn belebt,
Schwarze Unglückswolken drohend ihn umschweben,
Ihm die Sorge Furchen in die Stirne gräbt:

O, so reiße ihn aus dem Getümmel,
Hülle ihn in deine Schatten ein!
O, in deinen Schatten, Theure, wohnt der Himmel,
Ruhig wird's bei ihnen unter Stürmen sein.

Und wann einst nach tausend trüben Stunden
Sich mein graues Haupt zur Erde neigt,
Und das Herz sich matt gekämpft an tausend Wunden
Und des Lebens Last den schwachen Nacken beugt:

O, so leite mich mit deinem Stabe —
Harren will ich, auf ihn hingebeugt,
Bis in dem willkommenen, ruhevollen Grabe
Aller Sturm und aller Lärm der Thoren schweigt.

Die Unsterblichkeit der Seele.

1788.

Da steh' ich auf dem Hügel und schau umher,
Wie alles auflebt, alles empor sich dehnt,
Und Hain und Flur und Thal und Hügel
Jauchzet im herrlichen Morgenstrahle.

O diese Nacht — da bebtet ihr, Schöpfungen!
Da weckten nahe Donner die Schlummernden,
Da schreckten im Gefilde grause
Zackigte Blitze die stillen Schatten.

Jetzt jauchzt die Erde, feiert im Perlenschmuck
Den Sieg des Tages über das Graun der Nacht,
Doch freut sich meine Seele schöner,
Denn sie besiegt der Vernichtung Grauen.

O, ihr seid schön, ihr herrlichen Schöpfungen!
Geschmückt mit Perlen blitzet das Blumenfeld;
Doch schöner ist des Menschen Seele,
Wenn sie von euch sich zu Gott erhebet.

O, dich zu denken, die du aus Gottes Hand
Erhaben über tausend Geschöpfe gingst,
In deiner Klarheit dich zu denken,
Wenn du zu Gott dich erhebst, o Seele!

Ha! diese Eiche — strecket die stolze nicht
Ihr Haupt empor, als stünde sie ewig so?
Und nahet nicht Jehova's Donner,
Niederzuschmettern den hehren Wipfel?

Ha! diese Felsen — blicken die stolzen nicht
Hinab ins Thal, als blieben sie ewig so?
Jahrhunderte — und an der Stelle
Malmet der Wandrer zu Staub das Sandkorn.

Und meine Seele — wo ist dein Stachel, Tod?
O beugt euch, Felsen! neiget euch ehrfurchtsvoll,
Ihr stolzen Eichen! — hört's und beugt euch!
Ewig ist, ewig des Menschen Seele.

Mit grausem Zischen brauset der Sturm daher;
Ich komme, spricht er, und das Gehölze kracht,
Und Thürme wanken, Städte sinken,
Länder zerschmettern sich, wenn ich komme.

Doch wandelt nicht in Schweigen der Winde Dräu,
Macht nicht ein Tag die brausenden athemlos?
Ein Tag, ein Tag, an dem ein anderer
Sturm der Verwesten Gebeine sammelt.

Zum Himmel schäumt und woget der Ocean
In seinem Grimm, der Sonne und Monde Heer
Herab aus ihren Höhen, die stolzen
Niederzureißen in seine Tiefen.

Was bist du, Erde? hadert der Ocean,
Was bist du? streck' ich nicht, wie die Fittige
Aufs Reh der Adler, meine Arme
Ueber die Schwächliche aus? — Was bist du,

Wenn nicht zur Sonne segnend mein Hauch sich hebt,
Zu tränken dich mit Regen und Morgenthau?
Und wenn er sich erhebt, zu nah in
Mitternachtswolken, zu nah mit Donnern;

Ha! bebst du nicht, Gebrechliche? bebst du nicht?
Und doch vor jenem Tage verkriechet sich
Das Meer, und seiner Wogen keine
Tönt in die Jubel der Auferstehung.

Wie herrlich, Sonne, wandelst du nicht daher!
Dein Kommen und dein Scheiden ist Widerschein
Vom Thron des Ewigen; wie göttlich
Blinket dein Schimmer ins Aug' der Völker!

Der Wilde gafft mit zitternden Wimpern dich,
O Heldin, an, von heiligen Regungen
Durchbebt, verhüllt er schnell sein Haupt und
Kennet dich Gott und erbaut dir Tempel.

Und doch, o Sonne! endet dereinst dein Lauf,
Verlischt an jenem Tage dein hehres Licht;
Doch wirbelst du an jenem Tage
Rauchend die Himmel hindurch und schmetterst.

O du, Entzücken meiner Unsterblichkeit,
O kehre, du Entzücken, du haltest mich,
Daß ich nicht sinke, in dem Graun der
Großen Vernichtungen nicht versinke.

Wenn all Dies anhebt, fühle dich ganz, o Mensch!
Dann kannst du jauchzen: wo ist dein Stachel, Tod?
Denn ewig ist sie — tönt es nach, ihr
Harfen des Himmels! — des Menschen Seele.

O Seele! jetzt schon bist du so wundervoll.
Wer denkt dich aus? daß, wenn du zu Gott dich nahest,
Erhaben, mir im Auge blinket,
Deine Erhabenheit — daß du, Seele,

Wenn auf die Flur das irdische Auge blickt,
So süß, so himmlisch dann dich in mir erhebst —
Wer sah, was Geist an Körper bind't, wer
Tauschte die Sprache der Seele mit den

Berwesungen? — O Seele, schon jetzt bist du
So groß, so himmlisch, wenn du, von Erdentand
Und Menschendruck entlediget, in
Großen Momenten zu deinem Urstoff

Empor dich schwingst. Wie Schimmer Eloa's Haupt
Umschwebt der Umkreis deiner Gedanken dich;
Wie Edens goldne Ströme reihen
Deine Betrachtungen sich zusammen.

Und o wie wird's einst werden, wenn Erdentand
Und Menschendruck auf ewig verschwunden ist,
Wenn ich an Gottes, Gottes Throne
Bin und die Klarheit des Höchsten schaue!

Und weg, ihr Zweifel, quälendes Seelengift!
Hinweg! der Seele Jubel ist Ewigkeit! —
Und ist er's nicht, so mag noch heute
Tod und Verderben des Lebens große

Gesetze niedertreten; so mag der Sohn
In seinem Elend Vater- und Mutterherz
Durchbohren, mag uns Brod die Armuth
Morden und fengen; so mag das Mitleid

Zu Tigern fliehn, zu Schlangen Gerechtigkeit,
Und Kannibalenrache des Kindes Brust
Entflammen und Banditentrug im
Himmelsgewande der Unschuld wohnen.

Doch nein! der Seele Jubel ist Ewigkeit!
Jehova sprach's! ihr Jubel ist Ewigkeit!
Sein Wort ist ewig, wie sein Name,
Ewig ist, ewig des Menschen Seele.

So singt ihn nach, ihr Menschengeschlechter! nach,
Myriaden Seelen, singet den Jubel nach! —
Ich glaube meinem Gott und schau' in
Himmelsentzündungen meine Größe.

Männerjubel.

1788.

Erhabne Tochter Gottes, Gerechtigkeit!
Die du den dreimalheil'gen von Anbeginn
Umstrahltest und umstrahlen wirst am
Tage der ernstestn Gerichtsposaune.

Und du, o Freiheit! heiliger Ueberrest
Aus Edens Tagen! Perle der Redlichen!
In deren Halle sich der Völker
Kronen begrüßen und Thaten schwören.

Und du, der Geisterkräfte gewaltigste!
Du löwenstolze, Liebe des Vaterlands!
Die du auf Mordgerüsten lächelst
Und, in dem Blute gewälzt, noch siegest.

Wer wagt's, zu thürmen Riesengebirge sich,
Zu schaun den Anfang eurer Erhabenheit?
Wer gründ't der Tiefen tieffte aus, nach
Euch sich zu beugen, vor euch, Erhabne?

Und wir — o tönent, tönent den Jubel nach,
Ihr ferne Glanzgefilde des Uranus!
O beugt euch nieder, Drione!
Beugt euch! wir sind der Erhabnen Söhne.

Es glimmt in uns ein Funke der Göttlichen!
Und diesen Funken soll aus der Männerbrust
Der Hölle Macht uns nicht entreißen!
Hört es, Despotengerichte, hört es!

Ihn senkte, seine Welt zu verherrlichen,
Der Gott der Götter Adams Geschlecht ins Herz,
Daß preisen wir den Gott der Götter!
Hört es, ihr Knechte des Königs, hört es!

Was überwiegt die Wonne, der Herrlichen,
Der Töchter Gottes würdiger Sohn zu sein?
Den Stolz, in ihrem Heiligthum zu
Wandeln, zu dulden um ihretwillen?

Und lärmten, gleich dem hadernden Ocean,
Despotenflüche geifernd auf uns herab,
Vergiftete das Schnauben ihrer
Rache, wie Syria's Abendlüfte —

Und dräute tausendarmigter Pöbel, uns
Zu wirgen, tausendzüngigte Pfaffenwuth
Mit Bann den Neuerern: es lachen
Ihrer die Söhne der Töchter Gottes.

Und würden unsre Kinder vom Schwert verfolgt,
Zu heulen über uns in der Finsterniß
Des Wolfs und mit dem Löwen seine
Beute zu theilen, bei Kannibalen

Sich Vater und im Sande von Afrika
Das Gastrecht aufzusuchen, sie dulden gern,
Verlachen eure Blutgerüste,
Folgen den Vätern zu Schwert und Folter.

Drum tönnet, tönnet, tönnet den Jubel nach,
Ihr fernen Glanzgesilde des Uranus,
Drum beugt euch nieder, Orione!
Beugt euch, wir sind der Erhabnen Söhne.

Gustav Adolph.

Um 1788.

Wir wollten segnen
In deinem Thale, du Herrlicher,
Und schänden die heilige Stätte mit Fluch?
O Gustav, Gustav! vergieb,
Vergieb dem Eifer der Deinen,
Und neige dich freundlich herab vom Gefilde des Lohns,
Zu den Stimmen des dankenden Lobgesangs.

Dank dem Retter der Freiheit!
Dem Richter der Wittwenmörder!
Dank dem Sieger bei Lipsia;
Dank dem Sieger am Lechus;
Dank dem Sieger im Todesthal!

Dank und Ruhm dem Bruder des Schwachen,
Dem guadelächelnden Sieger!
Dank und Ruhm dem Erwäger des Rechts,
Dem Feind des Erobrers, dem Hasser des Stolzen,
Dem weichen Weiner an Tilly's Grab!
Dank und Ruhm und Heil dem Schützer des Frommen,
Dem Trockner der Märtyrersthränen,
Dem Steurer der Pfaffenwuth — —

O Gustav, Gustav!
Es verstummt der Segen der Deinen,
Der Segen des Ewigen lohnt dich nur,
Der donnernde Jubel des Weltgerichts.

Kepler.

1789.

Unter den Sternen ergeheth sich
Mein Geist, die Gefilde des Uranus
Ueberhin schwebt er und sinnt; einsam ist
Und gewagt, ehernen Tritt heischt die Bahn.

Wandle mit Kraft, wie der Held, einher!
Erhebe die Miene, doch nicht zu stolz,
Denn es naht, siehe, es naht, hoch herab
Vom Gefild, wo der Triumph jubelt, der Mann,

Welcher den Denker in Albion,
Den Späher des Himmels um Mitternacht,
Ins Gefild tiefern Anschauens leitete
Und voranleuchtend sich wagt' ins Labyrinth,

Daß der erhabenen Themse Stolz
Im Geist sich beugend vor seinem Grab
Ins Gefild würdigern Lohns nach ihm rief:
„Du begannst, Suevia's Sohn, wo es dem Blick

„Aller Jahrtausende schwindelte;
Und ja! ich vollende, was du begannst,
Denn voran leuchtetest du, Herrlicher!
Im Labyrinth, Strahlen beschworst du in die Nacht.

„Möge vergehen des Lebens Mark,
Die Flamm' in der Brust — ich erreile dich,
Ich vollend's! denn sie ist groß, ernst und groß
Deine Bahn, höhnet des Golds, lohnet sich selbst.“

Wonne Walhalla's! und ihn gebar
Mein Vaterland? ihn, den die Themse pries?
Der zuerst ins Labyrinth Strahlen schuf
Und den Pfad, hin an den Pol, wies dem Gestirn.

Hekla's Gedonner vergäß' ich so,
Und ging' ich auf Ottern, ich bebte nicht,
In dem Stolz, daß er aus dir, Suevia,
Sich erhub, unser der Dank Albions ist.

Mutter der Redlichen! Suevia!
Du stille! dir jauchzen Neonen zu,
Du erzogst Männer des Lichts ohne Zahl,
Des Geschlechts Mund, das da kommt, huldiget dir!

An Thills Grab.

1789.

Der Leichenreihen wandelte still hinan,
Und Fackelschimmer schien auf des Theuren Sarg,
Und du, geliebte gute Mutter!

Schautest entseelt aus der Jammerhütte,

Als ich, ein schwacher stammelnder Knabe noch,
O Vater! lieber Seliger! dich verlor,

Da fühlt' ichs nicht, was du mir warst, doch
Mißte dich bald die verlassne Waise.

So weint' ich leisen Knabengefühles schon,
Der Wehmuth Thräne über dein traurig Loos,

Doch jetzt, o Thill! jetzt fühl' ichs ernster,
Schmerzender jetzt über deinem Hügel,

Was hier im Grab den Redlichen Suevia's
Verwest, den himmelnahenden Einsamen.

Und, o mein Thill, du ließst sie Waisen?
Eiltest so frühe dahin, du Guter?

Ihr stille Schatten seines Holunderbaums!
Verbergt mich, daß kein Spötter die Thränen sieht
Und lacht, wenn ich, geschmiegt an seinem
Hügel, die bebenden Wangen trockne.

O wohl dir! wohl dir, Guter! du schläfst so sanft
Im stillen Schatten deines Holunderbaums.

Dein Monument ist er, und deine
Lieder bewahren des Dorfes Greisen.

O, daß auch mich dein Hügel umschattete,
Und Hand in Hand wir schliefen, bis Ernte wird!

Da schielten keine Vorurtheile,
Lachte kein Affe des stillen Pilgers.

O Thill! ich zage, denn er ist dornenvoll
Und noch so fern der Pfad zur Vollkommenheit;
Die Starken beugen ja ihr Haupt, wie
Mag ihn erkämpfen der schwache Jüngling?

Doch nein! ich wag's! es streitet zur Seite ja
Ein felsentreuer, muthiger Bruder mir.

O freut euch, selige Gebeine!
Ueber dem Namen! Es ist — mein Neuffer.

Hymne an die Liebe.

1792.

Froh der süßen Augenweide,
 Wallen wir auf Gottes Flur,
 Unser Priesterthum ist Freude,
 Unser Tempel die Natur.
 Heute soll kein Auge trübe,
 Sorge nicht hienieden sein,
 Jedes Wesen soll der Liebe
 Frei und froh, wie wir, sich freun.

Höhnt im Stolze, Schwestern, Brüder,
 Höhnt der scheuen Knechte Land,
 Jubelt kühn das Lied der Lieder,
 Festverschlungen Hand in Hand!
 Steigt hinauf am Rebhügel,
 Blickt hinab ins weite Thal:
 Ueberall der Liebe Flügel,
 Hold und herrlich überall.

Liebe bringt zu jungen Rosen
 Morgenthau von hoher Luft,
 Lehrt die warmen Lüfte kosen
 Um der Maienblume Duft;
 Um die Oeane leitet
 Sie die treuen Erden her,
 Folgsam ihrem Winke gleitet
 Jeder Strom ins weite Meer.

An die wilden Berge reihet
Sie die sanften Thäler an,
Die entbrannte Sonn' erfreuet
Sie im stolzen Ocean.
Siehe, mit der Erde gattet
Sich des Himmels heil'ge Luft;
Von den Wäldern überschattet,
Bebt entzückt der Mutter Brust.

Liebe walt durch Oceane,
Höhnt der dürrn Wüste Sand,
Blutet an der Siegesfahne
Jauchzend für das Vaterland.
Liebe trümmert Felsen nieder,
Zaubert Paradiese hin,
Lächelnd kehrt die Unschuld wieder,
Göttlichere Lenze blühen.

Mächtig durch die Liebe winden
Von der Fessel wir uns los,
Und die trunkenen Geister schwinden
Zu den Sternen frei und groß.
Unter Schwur und Kuß vergessen
Wir die träge Fluth der Zeit,
Und die Seele naht vermessen
Deiner Lust, Unendlichkeit.

Hymne an die Muse.

1790.

Schwach zu königlichem Feierliede,
Schloß ich lang genug geheim und stumm
Deine Freuden, hohe Pieride,
In des Herzens stilles Heiligthum!
Endlich, endlich soll die Freude künden,
Wie von Liebe mir die Seele glüht,
Unzertrennbarer den Bund zu binden,
Soll dir huldigen dies Feierlied!

Auf den Höhen, am ernsten Felsenhange,
Wo so gerne mir die Thräne rann,
Säufelte die frohe Knabenwange
Schon dein zauberischer Odem an.
Bin ich, Himmlische, der Göttergnaden,
Königin der Geister, bin ich werth,
Daß mich oft, des Erdentands entladen,
Dein allmächtiges Umarmen ehrt?

Ha, vermöcht ich's nur, dir nachzurufen,
Königin, in deiner Götterkraft,
Deines Reiches Grenze zu erschwingen,
Auszusprechen, was dein Zauber schafft!
Siehe, die geflügelten Aeonen
Hält gebieterisch dein Odem an,
Deinem Scepter huldigen Dämonen,
Staub und Aether ist dir unterthan.

Wo der Forscher Adlerblicke beben,
 Wo der Hoffnung kühner Flügel sinkt,
 Keimet aus der Tiefe Lust und Leben,
 Wenn die Schöpferin vom Throne winkt;
 Seiner Früchte süßeste bereitet
 Ihr der Wahrheit grenzenloses Land,
 Und der Liebe schöne Quelle leitet
 In der Weisheit Hain der Göttin Hand.

Was vergessen wallt an Lethe's Strande,
 Was der Enkel eitle Waare deckt,
 Strahlt heran im blendenden Gewande,
 Freundlich von der Göttin auferweckt.
 Was in Hütten und in Heldenstaaten
 In der göttergleichen Väterzeit
 Große Seelen duldeten und thaten,
 Lohnt die Muse mit Unsterblichkeit.

Sieh, am Dornenstrauche keimt die Rose,
 Wenn des Lenzes holder Strahl erglüh't,
 In der Pieride Mutterschooße
 Ist der Menschheit Adel aufgeblüh't;
 Auf des Wilden krausgelockte Wange
 Drückt sie zauberisch den Götterfuß,
 Und im ersten glühenden Gesange
 Fühlt er staunend geistigen Genuß.

Liebend lächelt nun der Himmel nieder,
 Leben athmen alle Schöpfungen,
 Und im morgenröthlichen Gefieder
 Nahen freundlich die Unsterblichen.

Heilige Begeisterung erbauet
In dem Haine nun ein Heiligthum,
Und im todesvollen Kampfe schauet
Der Heroe nach Elysium.

Nede stehn und dürre die Gefilde,
Wo die Blüthen das Gesetz erzwingt;
Aber wo in königlicher Milde
Ihren Zauberstab die Muse schwingt,
Blühen schwelgerisch und kühn die Saaten,
Reifen, wie der Wandelsterne Lauf,
Schnell und herrlich Hoffnungen und Thaten
Der Geschlechter zur Vollendung auf.

Laß der Wonne Zähre dir gefallen,
Laß die Seele des Begeisterten
In der Liebe Taumel überwallen,
Laß, o Göttin, laß mich huldigen!
Siehe, die geflügelten Neonen
Hält gebieterisch dein Odem an;
Deinem Zauber huldigen Dämonen,
Ewig bin auch ich dir unterthan.

Mag der Pöbel seinen Götzen zollen,
Mag, aus deinem Heiligthum verbannt,
Deinen Lieblingen das Laster grollen,
Mag, in ihrer Schwäche Schmerz entbrannt,
Stolze Lüge deine Würde schänden
Und dein Edelstes dem Staube weihn,
Mag sie Blüthe mir und Kraft verschwenden,
Meine Liebe, dieses Herz ist dein!

In der Liebe volle Brust zerflossen,
Höhnt das Herz der Zeiten trägen Lauf,
Stark und rein im Innersten genossen,
Wiegt der Augenblick Aeonen auf.
Wehe, wem des Lebens schöner Morgen
Freude nicht und trunkne Liebe schafft,
Wem am Sklavenbände bleicher Sorgen
Zum Genuße Kraft und Muth erschafft.

Deine Priester, hohe Pieride,
Schwingen frei und froh den Pilgerstab!
Mit der allgewaltigen Megide
Lenkst du mütterlich die Sorgen ab.
Schäumend beut die zauberische Schale
Die Natur den Auserwählten dar,
Trunken von der Schönheit Göttermahle,
Höhnet Glück und Zeit die frohe Schar.

Frei und muthig wie im Siegesliede,
Wallen sie der edlen Geister Bahn.
Dein Umarmen, hohe Pieride,
Flammt zu königlichen Thaten an!
Laßt die Miethlinge den Preis erspähen,
Laßt sie seufzend für die Tugenden,
Für den Schweiß am Joche Lohn erflehen!
Muth und That ist Lohn dem Edleren.

Ha, von ihr, von ihr emporgehoben,
Blickt dem Ziele zu der trunkne Sinn!
Hör' es, Erd' und Himmel, wir geloben
Ewig Priesterthum der Königin!

Kommt zu süßem, brüderlichem Bunde,
Denen sie den Adel anerschuf,
Millionen auf dem Erdenrunde,
Kommt zu neuem, seligem Beruf!

Ewig sei ergrauter Wahn vergessen!
Was der reinen Geister Aug' ermißt,
Hoffe nie die Spanne zu ermessen!
Betet an, was schön und herrlich ist!
Kostet frei, was die Natur bereitet,
Folgt der Pieride treuer Hand,
Geht, wohin die reine Liebe leitet,
Liebt und stirbt für Freund und Vaterland!

Hymne an die Freundschaft.

An Neuffer und Magenau.

1791.

Rings in schwesterlicher Stille
Rauscht die blühende Natur;
Aus des tiefen Herzens Fülle
Tönt des Bundes Stimme nur.
Leise rauscht's im Eichenhaine,
Wie gefühlte Lüfte weh'n,
Wo in hehrem Sternenscheine
Wir das ernste Fest begeh'n.

Ha, in süßem Wohlgefallen
Schwebt um uns der Väter Schaar;
Abgeschiedne Freunde wallen
Lächelnd um den Moosaltar,
Und der hellen Tyndariden
Brüderliches Auge lacht,
Froh wie wir in deinem Frieden,
Schöne feierliche Nacht!

Heiliger und reiner tönte
Dieser Herzen Jubel nie,
Unter Schwur und Kuß verschönte,
Freundschaft, deine Milde sie!

Zürne nicht der Wonne Zähren,
Laß, o laß uns huldigen,
Schönste von Olympos' Heeren,
Krone der Unsterblichen!

Als der Geister Wunsch gelungen
Und gereift die Stunde war,
Da, von Ares' Arm umschlungen,
Cytherea dich gebar,
Als die Heldin ohne Tadel,
Nun der Erde Sohn so nah,
Staunend, in des Vaters Adel,
In der Mutter Gürtel sah:

Da begann zu Sonnenhöhen
Nie versuchten Adlerflug,
Was von Göttern ausersehen,
Lieb' und Kraft im Busen trug;
Stolzer hub des Sieges Flügel,
Segnender der Friede sich,
Fauchzend grüßt' am Blumenhügel
Die versöhnte Sorge dich.

Siegend trug die Heldenfahne
In der Stürme Brausen, schwamm
Durch die wilden Oceane,
Wer von deiner Weihe kam;
Deiner Starcken Wehre klangen
Bis hinab zur alten Nacht,
Selbst des Orkus Thore sprangen
Zitternd deiner Zaubermacht.

Trunken wie von Hebe's Schaale,
Rosen sie in ihrer Kask
Am ersehnten Opfermahle
Nach der schwülen Tage Last.
Göttern gleich der Freunde Rächer,
Wenn die stolze Zähre sank
In den vollen Labebecher,
Den er seinem Siege trank.

Liebend stieg die Muse nieder,
Als sie in Arkadia
Dich im göttlichen Gefieder
Schwebend um die Hirten sah.
Mutterherz und Lippe brannten,
Feierten im Liede dich;
Und am süßen Laute kannten
Jubelnd deine Söhne sich.

Ha, in deinem Schooße schwindet
Jede Sorg' und fremde Lust,
Nur in deinem Himmel findet
Sättigung die arme Brust;
Frommen Kinderfinnes wiegen
Sich im Schooße der Natur,
Ueber Stolz und Liebe siegen
Deine Auserwählten nur.

Dank, o milde Segensrechte,
Für die Wonn' und Heiligkeit,
Für der hohen Bundesnächte
Süße, kühne Trunkenheit,

Für des Trostes Melodien,
Für der Hoffnung Labetrank,
Für die tausend Liebesmühen
Weinenden, entflammten Dank!

Siehe, Frücht' und Aeste fallen,
Felsen stürzt der Zeitenfluß!
Freundlich winkt zu Minos' Hallen
Bald der stille Genius.
Doch es lebe, was hienieden
Schönes, Göttliches verblüht,
Hier, o Brüder! Tyndariden!
Wo die reine Flamme glüht!

Ha, die frohen Geister ringen
Zur Unendlichkeit hinan,
Tiefer, ahnungsvoller dringen
Wir in diesen Ocean.
Hin zu deiner Wonne schweben
Wir aus Sturm und Dämmerung,
Du, der Myriaden Leben
Heilig Ziel, Vereinigung!

Wo in seiner Siegesfeier
Götterlust der Geist genießt,
Süßer, heiliger und freier
Seel' in Seele sich ergießt,
Wo ins Meer die Ströme rinnen,
Singen bei der Pole Klang
Wir der Geister Königinnen
Schönster einst Triumphgesang.

Burg Tübingen.

Still und öde steht der Väter Feste,
 Schwarz und moosbewachsen Pfort' und Thurm,
 Durch der Felsenwände trübe Keste
 Saust um Mitternacht der Wintersturm.
 Dieser schaurigen Gemache Trümmer
 Heischen sich umsonst ein Siegesmahl,
 Und des Schlachtgeräthes Heiligthümer
 Schlummern Todesschlaf im Waffensaal.

Hier ertönen keine Festgesänge,
 Lobzupreisen Mannes Heldenland,
 Keine Fahne weht im Siegsgepränge
 Hochgehoben in des Kriegers Hand,
 Keine Rosse wiehern in den Thoren,
 Bis die Edlen zum Turniere nahen,
 Keine Doggen, treu und auserkoren,
 Schmiegen sich den blanken Panzern an.

Bei des Hülsthorns schallendem Getöse
 Zieht kein Fräulein in der Hirsche Thal,
 Siegesdürstend gürten keine Söhne
 Um die Lenden ihrer Väter Stahl.
 Keine Mütter jauchzen von der Binne
 Ob der Knaben stolzer Wiederkehr,
 Und den ersten Kuß verschämter Minne
 Weihn der Narbe keine Bräute mehr.

Aber schaurige Begeisterungen
Weckt die Niesin in des Enkels Brust,
Sänge, die der Väter Mund gesungen,
Zeugt der Wehmuth zauberische Lust,
Ferne von dem thörichten Gewühle,
Von dem Stolze der Gefallenen
Dämmern nie geahndete Gefühle
In der Seele der Begeisterten.

Hier im Schatten grauer Felsenwände,
Von des Städters Blicken unentwehrt,
Knüpfe Freundschaft deutsche Biederhände,
Schwöre Liebe für die Ewigkeit;
Hier, wo Heldenschatten niederrauschen,
Träufe Vatersegen auf den Sohn,
Wo den Lieblingen die Geister lauschen,
Spreche Freiheit den Tyrannen Hohn.

Hier verweine die verschloßne Zähre,
Der umsonst nach Menschenfreude ringt,
Wen die Krone nicht der Bardenehre
Nicht des Liebchens Schwanenarm umschlingt.
Wer, von Zweifeln ohne Raft gequälet,
Von des Irrthums peinigendem Loos,
Schlummerlose Mitternächte zählet,
Komme zu genießen in der Ruhe Schooß.

Aber wer des Bruders Fehle rüget
Mit der Schlangenzunge lossem Spott,
Wem für Adelthaten Gold genüget,
Sei er Sklave oder Erdengott,

Er entweiche nicht die heil'gen Reste,
Die der Väter stolzer Fuß betrat,
Oder walle zitternd zu der Beste,
Abzuschwören da der Schande Pfad.

Denn der Heldenfinder Herz zu stählen,
Athmet Freiheit nur und Männermuth,
In der Halle weilen Väterseelen,
Sich zu freuen ob Thuiskons Blut,
Aber ha! den Spöttern und Tyrannen
Weht Entsetzen ihr Verdammerspruch,
Rache dräuend jagt er sie von dannen,
Des Gewissens fürchterlicher Fluch.

Wohl mir, daß ich süßen Ernstes scheide,
Daß die Harfe schreckenlos ertönt,
Daß ein Herz mir schlägt für Menschenfreunde,
Daß die Lippe nicht der Einfalt höhnt.
Süßen Ernstes will ich wiederkehren,
Einst da trinken freien Männermuth,
Bis, umschimmert von den Geisterheeren,
In Walhalla's Schooß die Seele ruht.

Canton Schwyz.

An meinen lieben Siller.

1792.

Hier in ermüdender Ruh, im bitter süßen Verlangen,
Da zu sein, wo mein Herz und jeder beßre Gedank' ist,
Reichet doch die Erinnerung mir den zaubrischen Becher
Schäumend und voll, und hoher Genuß der fehrenden Bilder
Weckt die schlummernden Fittige mir zu traurem Gesange.

Bruder, dir gab ein Gott der Liebe göttliche Funken,
Zarten, gekütertten Sinn, zu erspähn, was herrlich und
schön ist!

Stolzer Freiheit glühst dein Herz und kindlicher Einfalt!
Bruder, komm und koste mit mir des zaubrischen Bechers.

- Dort, wo der Abendstrahl die Westgewölke verguldet,
Dorthin wende den Blick und weine die Thräne der Sehnsucht!
Ach! dort wandelten wir, dort flog und schwelgte das Auge
Unter den Herrlichkeiten umher! Wie dehnte der Busen,
Diesen Himmel zu fassen, sich aus! Wie brannte die Wange,
Süß von Morgenlüften gefühlt, als unter Gesängen
Zürch dem Scheidenden schwand im sanft hingleitenden Boote!
Lieber, wie drücktest du mir die heiße, zitternde Rechte,
Sahst so ernst und glühend mich an am donnernden Rheinsturz!
Aber selig, wie du, Tag an der Quelle der Freiheit,
Festlich, wie du, sank keiner auf uns vom rosigem Himmel;

Ahnung schwellte das Herz. Schon war des feiernden
Klosters

Ernste Glocke verhallt; schon schwanden die friedlichen Hütten
Rund am Blumenhügel umher, am rollenden Gießbach,
Unter Triften im Thal, wo dem Ahn in heiliger Urzeit
Füglich däuchte der Grund zum Erbe genügsamer Enkel.
Schaurig und kühl empfing uns die Nacht in ewigen
Wäldern,

Und wir klotzen hinauf am furchtbar herrlichen Hacken.
Nächtlicher immer ward's und enger im Riesengebirge,
Fäher herunter hing der Pfad zu den einsamen Wallern,
Dicht zur Rechten donnert' hinab der zürnende Waldstrom,
Nur sein Donner betäubt den Sinn, die schäumenden Wogen
Birgt uns Felsengesträuch und modernde Tannen am
Abhang,

Vom Orkane gestürzt. — Nun tagte die Nacht am Gebirge
Schaurig und wunderbar, und, Heldengeister am Lago,
Wälzten sich kämpfende Wolken heran auf schneeiger Heide.
Sturm und Frost entschwebte der Luft. Vom Sturme
getragen,

Schrie und stürzte der Nar, die Beut' im Thale zu haschen.
Und der Wolken Hülle zerriß, und im ehernen Panzer
Kam die Riesin heran, die majestätische Myten,
Staunend wandelten wir vorüber. Ihr Väter der Freien,
Heilige Schaar, nun schaun wir hinab, hinab, und er-
füllt ist,

Was der Ahnungen kühnste versprach, was süße Begeisterung
Einst mich lehrte im Knabengewande, gedacht' ich des hohen
Hirten in Mamres Hain und der schönen Tochter von Laban.
Ach, es kehrt so warm in die Brust! Arkadiens Friede,
Köstlicher, unerkannter, und du, allheilige Einfalt,
Wie so anders doch blüht in eurem Strahle die Freude!

Vor entweichendem Prunk, vor Stolz und knechtischer
Stätte

Von den ewigen Wächtern geschirmt, den Riesengebirgen,
Lacht das heilige Thal uns an, die Quelle der Freiheit.
Freundlich winkte der See vom fernen Lager, die Schrecken
Seiner Arme verbarg die schwarze Klust im Gebirge.
Freundlicher sahn aus der Tiefe herauf, in blühende Zweige
Reizend verhüllt und kindlich froh der jauchzenden Heerde
Und des tiefen Grases umher, die friedsamem Hütten.
Und wir eilten hinab in Liebe, kosteten lächelnd
Auf dem Pfade des Sauerklees und erfrischenden Ampfers,
Bis der begeisternde Sohn der schwarzen italischen Traube,
Uns mit Lächeln gereicht in der herzerfreuenden Hütte,
Neues Leben in uns gebar, und die schäumenden Gläser
Unter Jubelgesang erklangen zur Ehre der Freiheit.
Lieber, wie war uns da! bei solchem Mahle begehret
Nichts auf Erden die Brust, und alle Kräfte gedeihen.

Lieber, er schwand so schnell, der köstliche Tag! In
der kühlen
Dämmerung schieden wir; an den Heiligthümern der
Freiheit

Wallten wir dann vorbei in frommer, seliger Stille,
Faßten sie tief ins Herz und segneten sie und schieden.

Lebt dann wohl, ihr Glücklichen dort! Im friedsamem
Thale

Lebe wohl, du Stätte des Schwurs! Dir jauchzten die
Sterne,

Als in heiliger Nacht der ernste Bund dich besuchte!
Herrlich Gebirg! wo der bleiche Tyrann den Knechten
vergebens

Zahm und schmeichlerisch Muth gebot, zu gewaltig er=
hub sich

Wider den Trotz die gerechte, die unerbittliche Rache.

Lebe wohl, du herrlich Gebirg! Dich schmückte der Freien
Opferblut, es wehrte der Thräne der einsame Vater.

Schlummere sanft, du Helldengebein! O, schliefen auch
wir dort

Deinen eisernen Schlaf, dem Vaterlande geopfert,

Walthers Gefellen und Tells im schönen Kampfe der
Freiheit!

Könnt' ich dein vergessen, o Land! und der göttlichen
Freiheit!

Froher wär' ich; zu oft befällt die glühende Scham mich
Und der Kummer, gedenk' ich dein und der heiligen
Kämpfer.

Ach! da lächelt Himmel und Erd' in fröhlicher Liebe

Mir umsonst, umsonst der Brüder forschendes Auge!

Doch ich vergesse dich nicht! Ich hoff' und harre des Tages,
Wo in erfreuende That sich Scham und Kummer ver=
wandelt.

Einladung.

Seinem Freunde Meuffer.

Dein Morgen, Bruder, ging so schön hervor,
 Ein heitres Frühroth glänzte dir entgegen,
 Den wonnevollsten Lebenstag verheißend.
 Die Musen weihten dich zu ihrem Priester,
 Die Liebe kränzte dir das Haupt mit Rosen
 Und goß die reinsten Freuden in dein Herz.
 Wer war wie du beglückt? Das Schickjal hat
 Es anders nun gemacht. Ein schwarzer Sturm
 Verschläng des Tages Licht, der Donner rollte
 Und traf dein sichres Haupt; im Grabe liegt,
 Was du geliebt, dein Eden ist vernichtet.

O Bruder, Bruder, daß dein Schickjal mir
 So schrecklich wahr des Lebens Wechsel deutet!
 Daß Disteln hinter Blumengängen lauern,
 Daß gift'ger Tod in Jugendadern schleicht,
 Daß bittere Trennung selbst den Freunden oft
 Den armen Trost versagt, den Schmerz zu theilen!
 Da bann wir Pläne, träumen so entzückt
 Vom nahen Ziel, und plötzlich, plötzlich zuckt
 Ein Blitz herab und öffnet uns ein Grab.
 Ich sah im Geist dein Leiden all. Da ging
 Ich trüben Blicks hinab zu meinem Neckar,
 Sah in die Wogen, bis mir schwindelte,

Und kehrte, still und voll der dunklen Zukunft
Und voll des Schicksals, welches unser wartet,
Beim Untergang der Sonn' in meine Klause.

O Bruder, komm nach jahrelanger Trennung
An meine Brust! Vielleicht gelingt es uns,
Noch einen jener schönen Abende,
Die wir so oft am Herzen der Natur
Mit reinem Sinn und mit Gesang gefeiert,
Zurückzuzaubern und noch einmal froh
Hineinzuschauen in das Leben! Komm,
O komm, es harret dein ein eigen Deckelglas,
Stiefmütterlich soll wahrlich nicht mein Fäßchen sein.
Und findest du schon kein Städtermahl, so würzet es
Doch meine Freundschaft und der Meinen guter Wille.

Diotima.

1797.

Lange todt und tief verschlossen,
Grüßt mein Herz die schöne Welt,
Seine Zweige blühen und sprossen,
Neu von Lebenskraft geschwellt.
O, ich kehre noch ins Leben,
Wie heraus in Luft und Licht
Meiner Blumen selig Streben
Aus der dürren Hülse bricht.

Wie so anders ist's geworden!
Alles, was ich haßt' und mied,
Stimmt in freundlichen Accorden
Nun in meines Lebens Lied;
Und mit jedem Stundenschlage
Werd' ich wunderbar gemahnt
An der Kindheit goldne Tage,
Seit ich dieses Eine fand.

Diotima, selig Wesen!
Herrliche! durch die mein Geist,
Von des Lebens Angst genesen,
Götterjugend sich verheißt!

Unser Himmel wird bestehen!
Unergründlich sich verwandt,
Hat sich, eh' wir uns gesehen,
Unser Innerstes gekannt.

Da ich noch in Kinderträumen,
Friedlich wie der blaue Tag,
Unter meines Gartens Bäumen
Auf der warmen Erde lag,
Und in leiser Lust und Schöne
Meines Herzens Mai begann,
Säufelte wie Zephyrstöne
Diotima's Geist mich an.

Ach! und da, wie eine Sage,
Mir des Lebens Schöne schwand,
Da ich, vor des Himmels Tage
Darbend, wie ein Blinder, stand,
Da die Last der Zeit mich beugte,
Und mein Leben, kalt und bleich,
Sehnend schon hinab sich neigte
In der Schatten stummes Reich:

Da, da kam vom Ideale
Wie vom Himmel Muth und Macht,
Du erschienst mit deinem Strahle,
Götterbild, in meiner Nacht!
Dich zu finden, warf ich wieder,
Warf ich den entschlafnen Kahn
Von dem stummen Borte nieder
In den blauen Ocean. —

Nun, ich habe dich gefunden,
 Schöner, als ich ahnend sah,
 In der Liebe Feierstunden —
 Hohe, Gute! bist du da.
 O, der armen Phantasieen!
 Dieses Eine bildest nur
 Du in ew'gen Harmonieen,
 Froh vollendete Natur!

Wie die Seligen dort oben,
 Wo hinauf die Freude flieht,
 Wo, des Daseins überhoben,
 Wandellose Schöne blüht,
 Wie melodisch bei des alten
 Chaos Zwist Urania,
 Steht sie, göttlich rein erhalten,
 Im Ruin der Zeiten da.

Unter tausend Huldigungen
 Hat mein Geist, beschämt, besiegt,
 Sie zu fassen schon gerungen,
 Die sein Kühnstes überfliegt.
 Sonnengluth und Frühlingsmilde,
 Streit und Frieden wechselt hier
 Vor dem schönen Engelsbilde
 In des Busens Tiefe mir.

Viel der heil'gen Herzensthränen
 Hab' ich schon vor ihr geweint,
 Hab' in allen Lebensstößen
 Mit der Holden mich vereint,

Hab', ins tiefste Herz getroffen,
Oft um Schonung sie gefleht,
Wenn so klar und heilig offen
Mir ihr eigener Himmel steht;

Habe, wenn in reicher Stille,
Wenn in einem Blick und Laut
Seine Ruhe, seine Fülle
Mir ihr Genius vertraut,
Wenn der Gott, der mich begeistert,
Mir an ihrer Stirne tagt,
Von Bewundrung übermeistert,
Zürnend ihr mein Nichts geklagt;

Dann umfängt ihr himmlisch Wesen
Süß im Kinderspiele mich,
Und in ihrem Zauber lösen
Freudig meine Bande sich;
Hin ist dann mein dürstig Streben,
Hin des Kampfes letzte Spur,
Und ins volle Götterleben
Tritt die sterbliche Natur.

Da, wo keine Macht auf Erden,
Keines Gottes Wink uns trennt,
Wo wir Eins und Alles werden,
Da ist nun mein Element;
Wo wir Noth und Zeit vergessen
Und den kärglichen Gewinn
Nimmer mit der Spanne messen,
Da, da weiß ich, daß ich bin.

Wie der Stern der Tyndariden,
Der in lichter Majestät
Seine Bahn, wie wir, zufrieden
Dort in dunkler Höhe geht,
Wie er in die Meereswogen,
Wo die schöne Ruhe winkt,
Von des Himmels steilem Bogen
Klar und groß hinuntersinkt:

O Begeisterung, so finden
Wir in dir ein selig Grab,
Tief in deine Wogen schwinden,
Still frohlockend, wir hinab,
Bis der Hore Ruf wir hören
Und, mit neuem Stolz erwacht,
Wie die Sterne wieder lehren
In des Lebens kurze Nacht.



